Philosophie und Leben

6. JAHRGANG + 5. HEFT + MAI 1930

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

FRANKFURTER HEFT

(Die Aufsätze dieses Heftes sind von Dozenten der Frankfurter Pädagogischen Akademie verfaßt.)

Großstadt und Weltanschauung

Von Walther Schmied-Kowarzik

Die Großstadt ist ein so umfassendes Gebilde, daß es vergebliche Mühe wäre, eine Weltanschauung zu finden, die allen Großstadtbewohnern eigentümlich ist. Gleichwohl gibt es eine für die Großstadt charakteristische Weltanschauung, die zwar nur von einer starken Minderheit der Großstädte voll und ganz bejaht wird, die aber in den materiellen Kulturobjektivationen (Häusern, Kaufläden, Reklame, Verkehr, Vergnügungsstätten usf.) so eindrucksgewaltig verkörpert ist, daß sie viele, wenn nicht alle Großstädter wenigstens mit einem Teil ihres Wesens in ihren Bann zieht. Oft auch insgeheim diejenigen, die sich bewußt zu einer gegnerischen Weltanschauung bekennen.

Wie sieht die Großstadt aus, für die wir die Weltanschaung suchen? Die Mehrzahl der Großstädte ist vorwiegend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden: Straße an Straße mit ungeheuren Mietkasernen, in einzelnen Vierteln Fabriken mit dampfenden Schloten, straßenweit kein Baum, kein lebendiges Stück Natur, ein großes, steinernes Gefängnis, das der Mensch ringsum sich aufgebaut hat und die Menschen darin meist in kleine Wohnungen eingepfercht, oft viele Personen in einem Zimmer, das Fenster im besten Fall mit Ausblick auf eine Hausfassade jenseits der Straße, oft nur auf eine kahle Hinterhofmauer. Die Großstadt ist also im Gegensatz zum Dorf, aber auch noch zur naturumgebenen Kleinstadt, naturfremd, naturfern.

Die Arbeit des Großstädters, des Arbeiters und des Angestellten — denn dies sind die in der Großstadt vorwiegenden Berufe — ist Teilarbeit, während die Arbeit des Bauern und die des Handwerkers, der der mittelalterlichen Kleinstadt das Gepräge gab, Ganzarbeit ist. Alle landwirtschaftlichen Arbeiten, von der Verwahrung des Korns im

Speicher über das Eggen und Pflügen, die Aussaat bis zum Ernten, Mähen, Dreschen sind ein Ganzes, und die Hoffnung auf gute Ernte begleitet schon die ersten Feldarbeiten. Das Werden-Sehen des Ganzen, an dem man arbeitet, gibt dem Menschen eine unvergleichliche Freude, selbst dann, wenn er nicht als Eigentümer schafft. Bei den zahlreichen bäuerlichen Besitzern kommt die Eigentumsfreude noch hinzu. Der Arbeiter dagegen schafft meist nur einen winzigen Teil, er macht etwa tagaus tagein immer dieselben Handgriffe an einer Maschine, ohne Überblick über das Ganze. So fehlt ihm die Freude am Entstehen des Ganzen und mit der Berufsfreude die Zufriedenheit.

Das Gelingen der Tätigkeit des Großstadtarbeiters hängt von ihm selbst ab, bzw. von anderen Menschen, welche die Rohstoffe und die Maschinen geliefert haben. Das Ergebnis der bäuerlichen Arbeit dagegen ist zum größten Teil den Einflüssen der Natur, d. h. nichtmenschlichen Kräften anheimgestellt. Seit Urzeiten blickt daher der Bauer zu den übermenschlichen Mächten bittend — betend auf und schreibt das Gedeihen von Vieh und Feld nicht sich selbst, sondern Gott zu. So wächst auf dem Lande eine theistische Religion, deren Gottesvorstellung die Züge eines menschenähnlichen Patriarchen, eines allmächtigen, belohnenden und bestrafenden Wunderwirkers trägt. Der großstädtische Arbeiter, der nur Menschenwerk ringsum sieht, und weiß, daß alles einschließlich der wirtschaftlichen Konjunktur von menschlichen, allzumenschlichen Kräften abhängt, fühlt nirgends eine außermenschliche Macht, und sieht sich durch seine Arbeit nicht im geringsten zur Anbetung eines allmächtigen Gottes hingedrängt. So wird der Bauer bescheiden, und sieht im Menschen ein kleines Glied in der von Gott umspannten Welt, mit gläubigem Auge blickt er auf zum Himmel, der sich majestätisch über Dorf und Feld wölbt.

Für den Großstädter ist der Himmel ein kleines Rechteck zwischen zwei Schornsteinen und der oberen Fensterkante, das ihn neben den ungeheuren Bauten, Maschinen und sonstigen Menschenwerken nicht weiter interessiert. Alles, was der Großstädter sieht, ist von Menschenhand gemacht; daher erscheint der Mensch als das große, allmächtige Wesen; der Mensch, der menschliche Verstand kann alles und wird künftig noch mehr vermögen. Diese Verherrlichung des Menschen läßt meist keinen Raum für die Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen, das in Welt und Leben webt und das der Verstand letzten Endes nie ganz zu erfassen vermag, für die Verehrung eines Göttlichen, das über alles Endliche und Klein-Menschliche erhaben ist.

Die Großstadt neigt immer mehr und mehr zur Entpersönlichung. Der Arbeiter, der die Schuh-Oberteile verfertigt, kennt den Arbeiter, der die Sohlen zuschneidet, nicht; ebensowenig den Arbeiter, der

aus Sohle und Schuhoberteil den Schuh macht; nicht den Verkäufer im Gassenladen, nicht den Käufer, der den Schuh mit dem von ihm angefertigten Schuhoberteil trägt. Die Großstadt ist eine unübersehbare Menge von Menschen, kaum einer kennt den andern, kaum einer grüßt den andern; es ist eine Masse, keine Gemeinschaft. Das Dorf ist eine wohl übersehbare Zahl von Menschen, in welcher einer den andern kennt und grüßt. Alle stehen zueinander in persönlichem Verhältnis. Der Bauer kennt seinen Nachbarn, und nicht bloß von einer einzigen geschäftlich-beruflichen Seite, sondern als ganzen Menschen in seinem menschlichen Gesamtwert. So ist das Dorf eine lebendige Gemeinschaft, die in der sonntägigen Kirchenversammlung auch äußerlich vereint ist. An der Taufe, Trauung, Totenbestattung des einzelnen Dorfbewohners nehmen alle Nachbarn teil. Die Volksfeste sind die Höhepunkte dörflichen Gemeinschaftslebens. Die Dorfgemeinschaft baut sich auf aus einzelnen Familien, und die Dorf-Familie ist selbst eine echte, lebendige Gemeinschaft, eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft: die Kinder helfen den Eltern in Stall und Küche, auf Wiese und Acker; so wachsen sie hinein in die Arbeit des Erwachsenen und erwerben Lebensweisheit und berufliches Können ihrer Altvorderen. Die Großstadt der Mietkasernen ist Masse: Arbeiter-Massen in den Fabriken, Angestellten-Massen in den Büroräumen, ein Nebeneinander von Menschen, die nur nach ihrer fachlichen Arbeitstüchtigkeit gekannt und geschätzt sind. Ihr menschlich-sittlicher Charakter ist Privatsache, um die man sich nicht kümmert. Die Masse der Großstadt besteht aus Einzelnen, nicht aus Familien. Denn die Großstadtfamilie ist keine feste Gemeinschaft mehr. Die Kinder besuchen Schulen, welche die Eltern aus eigener Erfahrung meist nicht kennen, ergreifen einen Beruf, der den Eltern fremd ist; so kennt einer die Arbeit des andern nicht, nicht die Sorgen, Plagen und Freuden, die den andern erfüllen, es fehlt die Möglichkeit der Anteilnahme, des inneren Miterlebens. Und wie in der Arbeit, so gehen im Vergnügen Eltern und heranwachsende Kinder eigene Wege, so daß die Wohnung oft nur die gemeinsame Schlafstätte der Familie ist.

Es ist klar, daß die Sittlichkeit in der Großstadt einen ganz anderen Charakter annehmen muß wie auf dem Lande, wo einer den anderen kennt und jeder sich beobachtet weiß. Im Dorf erwächst ein Verantwortungsbewußtsein, das jeden verpflichtet, für alle seine Handlungen einzustehen. Im „schützenden Dunkel der Großstadt" wird leicht Verantwortungslosigkeit und zügelloses Sichausleben herrschend.

Der Dorfbewohner ist verwurzelt in altgeheiligter Überlieferung, und hält an den ererbten Anschauungen und Gebräuchen seiner Gemeinschaft in Treue fest. Er neigt zum starren Festhalten des Gegebenen, ist schwerfällig und verschließt sich oft auch wertvollen Neue-

rungsplänen, aber er ist frei von unsicherem Schwanken, weiß, was er zu tun hat und ist so das Bild einer in sich gefestigten Persönlichkeit. Der Großstadtbewohner läuft Gefahr, ganz entwurzelt zu werden. Eine immer wieder gesteigerte Reklame sorgt für die Erregung der Aufmerksamkeit auf alles Neue. „Letzte Neuheit" ist für den Großstädter ein unanzweifelbarer Wertbegriff. Diese Neuerungssucht herrscht nicht nur unbeschränkt in der „Mode" und den von ihr abhängigen Gewerben, sondern sie bringt sich seit den letzten Jahrzehnten auch in der freien Kunst, im Kunstgewerbe und in der Baukunst immer mehr und mehr zur Geltung. Nietzsche sagt treffend vom Mann des Marktes: „Morgen hat er einen neuen Glauben und übermorgen einen neueren. Rasche Sinne hat er ... und veränderliche Witterungen. Umwerfen: das heißt ihm beweisen."

Im Leben der Großstadt überwiegt die materielle Kultur über die ideale Kultur, die Technik und Ökonomie über Religion und Sittlichkeit. Auf dem Lande ist Technik und Ökonomie vielfach noch höchst primitiv. Und wenn der Eigennutz im Denken des Bauern auch eine sehr wichtige Rolle spielt, so ist doch sein Egoismus eingeordnet in eine Gesamtanschauung, in deren höchstem Richtpunkt die sittlich-religiösen Werte stehen. In der Großstadt sind Technik und Ökonomie (Kapitalismus) zu einer den Menschen beherrschenden, dämonischen Macht angewachsen. Wie eine Besessenheit ist die Sucht über die Menschen gekommen, die technische Rekordleistung weit über alle vernünftigen Wünsche hinaus zu steigern. Nicht der Mensch, sondern der Rekord ist das Maß der Maschine. Und die Ökonomie, der objektive Geist der vom Menschen geschaffenen wirtschaftlichen Einrichtungen ist eine Gewalt, die über die Kraft des Menschen hinausgewachsen, den einstigen Herrn zum Sklaven erniedrigt hat.

Die idealen Werte treten als bestimmende Mächte in der Großstadt zurück. Ausdruck dieser Wertung ist die Lehre des historischen Materialismus von Karl Marx, daß die ideale Kultur (Religion, Sittlichkeit, Kunst, Philosophie, Recht) nur ein Oberbau ist, der selbst keine tragende Kraft hat, sondern ganz auf den ökonomischen Produktionsverhältnissen ruht, welche die einzige bestimmende Macht der Geschichte seien. Ähnlich ist eine andere, weitest verbreitete Weltanschauung kennzeichnend für die Großstadt: die Lehre von Siegmund Freud, wonach im Menschen einzig und allein zwei Triebe regieren: die Sexualität und die eigennützigen Ichtriebe. Alles Ideale ist nichts als sublimierte Sexualität, also kein eigenhaftes Urphänomen, sondern die Libido[1]) nur in einer veränderten Maske. —

---

[1]) Begierde.

Das Bild der großstädtischen Weltanschauung, das ich gezeichnet habe, ist nicht sehr erfreulich. Viele, welche die Schäden der Großstadt ähnlich sehen, werden geneigt sein, den Ruf Rousseaus „Zurück zur Natur!“ zu erneuern oder mit Tolstoj die gesamte europäische Zivilisation, Kunst und Wissenschaft abzulehnen und die urchristliche Religiosität und Sittlichkeit einfachen Bauerntums zu erstreben. Auch Nietzsche sagte: „Mich ekelt dieser großen Stadt. Wehe dieser großen Stadt. Ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird.“

Zweifellos werden die deutschen Staatsmänner gut tun, die bäuerliche Innenkolonisation in Deutschland so weit als möglich zu fördern; die Tatsache jedoch, daß das deutsche Volk zu sehr großem Teil industriell tätig ist und in Großstädten oder großstadtähnlichen Industrieorten lebt, bleibt unter allen Umständen bestehen. Unsere Aufgabe ist es also, die Großstadt zu bejahen und sie und ihren Geist so umzubilden, daß ein neuer Lebensstil idealer Kultur aus ihnen spricht.

Das ist keine Forderung fernster Zukunft, sondern wir stehen heute mitten in einer großen Bewegung, welche die Großstadt vom Grund aus umgestaltet. Ich hatte bisher nur von der Großstadt der Mietkasernen und Fabriken gesprochen, wie sie in der Zeit von 1850 bis 1900 (1910) gebaut wurde. Die neue Entwicklung zeigt uns eine Großstadt der Gartensiedlungen und Eigenheime, die in einem breiten Kranz das Großstadtzentrum mit seinen hohen Geschäftshäusern und Fabriken umgeben; Ring und Mitte durch ein Strahlennetz von Verkehrsadern verbunden.

In dieser neuen Großstadt beginnt sich allmählich eine neue Weltanschauung zu entwickeln. Die Natur spielt im Leben dieser Großstädter eine ganz andere Rolle: die Menschen betätigen sich in Hausgärten und Schrebergärten, sie wandern zum Wochenende hinaus in die freie Natur, wie u. a. das erfreuliche Anwachsen ebensowohl der bürgerlichen als der proletarischen Touristenvereine, Ruder- und Wintersportvereine bezeugt. Ein neues Gemeinschaftsgefühl scheint sich nach und nach in den Siedlungen und Siedlervereinen zu entfalten. Das Familienleben hat in der Gartenbetreuung eine gemeinsame Aufgabe, eine freudige Arbeit an einem werdenden Ganzen gefunden und damit eine innere, festigende Einheit. Um den Fluch der Teilarbeit aufzuheben oder zu mildern, lernt der Arbeiter nach dem Vorschlag Kerschensteiners in der Berufsschule, den gesamten Erzeugungsvorgang, so daß er seine eigene kleine Leistung in das große Ganze eingeordnet weiß und dadurch in seinem vollen Wert zu würdigen versteht. Bürgerliche und proletarische Bildungsvereine suchen ideale Kulturwerte dem Großstadtmenschen gegen geringe Kosten oder unentgeltlich zugänglich zu machen. Die Dürerbund-Forderung von der häus-

lichen Kultur (Hausbücherei, Hausbilderei, gemeinsames Lesen, häusliche Musikpflege) ist in manchem Arbeiterhaus schon erfüllt.

Die allerbedeutsamste Erscheinung in der Entwicklung großstädtischer Weltanschauung ist aber die Entstehung eines religiösen Sozialismus (P. Tillich, Ed. Heimann, C. Mennicke u. a.). Innerhalb der typisch großstädtischen Massenpartei, für die mehr als dreiviertel Jahrhundert Materialismus, Atheismus, Irreligiosität charakteristisch war, beginnt eine religiöse Bewegung zu wachsen, deren Gottesvorstellung nicht die eines menschenähnlich-persönlichen Wunderwirkers ist, sondern die des unendlichen Weltgrundes und geheimnisvollen Ursprungs alles Sinnes und idealen Wertes. —

Es gibt also, wie wir schon eingangs sagten, keine Weltanschauung, die allen Großstädtern gemeinsam ist. Es gibt aber eine Weltanschauung, die für die Großstadt von gestern charakteristisch ist: der ideallose Materialismus der Genußsucht und des Eigennutzes, entwurzelt, entpersönlicht, naturfremd, gemeinschaftslos. Und es gibt eine Weltanschauung, deren Umrisse allmählich immer klarer hervortreten, charakteristisch für den neuerstehenden Typ der Großstadt, der Gartensiedlungsstadt von morgen. Diese neue kommende Großstadt-Weltanschauung wird ein neuer Stil idealer Kultur sein, eine neue Form deutschchristlicher, sozialer Religion, eine neue Form der Sittlichkeit und des Rechts, der Staats- und Gesellschaftsverfassung und der Kunst.

Wir Heutigen aber stehen mitten zwischen dem Gestern und Heute, mitten drin im Kampf des Alten und des Neuen, und uns obliegt die Pflicht, an dieser großen schöpferischen Aufgabe mitzuarbeiten, an der Schaffung dieser neuen Kultur in uns und an ihrer erzieherischen Vermittlung an alle.

Großstadtjugend der Gegenwart [1])

Von Marie Anne Kuntze

Vortrag, gehalten im Volksbildungsheim, Frankfurt a. M., Herbst 1928

Aus den vielen Fragen und Gebieten, die dieses Thema in sich schließt, will ich nur eins herausgreifen und Stellung nehmen zu dem Problem der bürgerlichen, weiblichen Großstadtjugend zwischen 14 und 18 Jahren. Dies will ich hinsichtlich ihrer Stellung zu Familie und Schule und des Verhältnisses der Geschlechter zueinander zu beleuchten versuchen. Zwar bildet die bürgerliche Jugend nur einen kleinen Prozentsatz der Gesamtmasse der Großstadtjugend; dennoch scheint nirgends die Problematik so brennend wie in der bürgerlichen Schicht.

[1]) Anm. des Herausgebers: Der Aufsatz wurde Herbst 1928 verfaßt, konnte aber infolge anderer Druckverpflichtungen nicht früher erscheinen.

Proletarische Jugend steht erstlich, sofern sie den Klassenkampf aufnimmt, der Ideenwelt ihrer älteren Generation bejahend gegenüber und baut an ihr weiter, zweitens ist ihre Berufsausbildung weit kürzer als die der bürgerlichen Jugend, daher ist ein früheres Selbständigwerden möglich, und dadurch besteht die Möglichkeit zur Gründung einer Familie auch eher als in bürgerlichen Kreisen. Zudem ist die Frau meist in der Ehe berufstätig. Das alles sind Fragen, die die bürgerliche weibliche Jugend jetzt beschäftigen und die Art, w i e sie als die bislang führende Bildungsschicht dazu Stellung nimmt, ist für die Gesamtkultur bedeutungsvoll.

Rein äußerlich gesehen, ist das Bild der weiblichen Großstadtjugend ziemlich übereinstimmend. Wir sind ja wohl heutigentags darüber hinweg, hinter kurzem Haar und kurzem Rock mangelnde Gesittung zu wittern. Dem sogenannten jungen Mädchenideal der älteren Generation will diese Jugend nicht mehr entsprechen, die Zeit und die Großstadt prägen eben einen neuen sachlichen Typ nicht nur in der Baukunst, auch in der Stilgebung des Menschen. Noch vor zehn Jahren hätte kein Mädchen solche Sicherheit und solch Selbstbewußtsein besessen — etwa in einer öffentlichen Aussprache — wie dies heut unsere 18jährigen beweisen. Diese Mädchen warten nicht mehr auf die Ehe als Versorgung; sie wollen auf eignen Füßen stehen, ehe sie heiraten. Der Beruf ist der heutigen bürgerlichen weiblichen Generation eine Selbstverständlichkeit (daß sie ihn in der Ehe beibehalten will, ist einstweilen selten). Hieraus erwächst die Zielbewußtheit, die im allgemeinen die Jugend zur Schau trägt. Schon die Aufsätze unserer Großstadtquintanerinnen lassen das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erkennen. Freie Niederschriften über den künftigen Lebensplan in einer Quinta ergaben, daß die Kinder sogar in diesem Alter bereits genau wissen, 1. daß sie später einen Beruf haben wollen, 2. welchen sie wählen möchten, 3. wie sie zum Ziel gelangen können. Das beweist das sachliche, zielbewußte Denken unserer Großstadtjugend. Dazu kommt die Selbständigkeit. Hätte sich früher eine Quarta o h n e Hilfe der Lehrenden allein einen Saal gemietet, um ein Klassenfest zu veranstalten? Diese Kinder nehmen ihr Leben selbst in die Hand; auch Eltern oder Geschwister werden in dem späteren Lebensplan nur von 15 Prozent der Quintanerinnen erwähnt.

Entsprechend dem Kind verhält sich das junge Mädchen.

Der leidenschaftliche Kampf der Jugend gegen die Eltern, der noch vor ein bis zwei Jahrzehnten tobte, — man denke an Wyneken, an den „Anfang“ und die vielen Zeitschriften der ersten Revolutionsjahre — ist ruhig geworden. Meist, weil die Eltern der bürgerlichen Bildungsschicht den Jugendlichen das Recht, jung zu sein, das sie ihnen vorher aberkannt, nun einräumen. Auch von den Schulen, denen die bürgerliche Schicht

angehört, kann man wohl, jedenfalls der Absicht ihrer Veranstalter nach, das gleiche sagen. Niemand wird bestreiten, daß eine andere Atmosphäre als vor 20 Jahren in ihnen herrscht. Für die höhere Mädchenschule darf man das bestimmt behaupten; freilich ist sie infolge ihrer jüngeren Herkunft aus der privaten Schule von jeher persönlicher und psychologischer eingestellt gewesen und weniger von Tradition belastet als die Knabenschule. Die meisten 18- bis 19jährigen Mädchen, die ich befragte, bejahten ihre Schule. Viele freilich kritisierten das zu lange auf der Schulbank-Sitzen. Sie drängen mit der erlangten körperlichen Reife nach Wirken. So scheint mir oft die Altersgrenze des Abiturs für die zweifellos früher reifen Mädchen der Großstadt viel zu hoch zu liegen, und es wäre die Frage, ob nicht eine andersartige Schule, die früher Wirkungsmöglichkeit, früher verantwortliches Tun aus eigner Initiative zuließe, für viele geeigneter wäre. Der Typ der Frauen-Oberschule, die jetzt im Werden ist, wird in dieser Hinsicht sorgfältig zu beobachten sein.

Kämpfe der jüngeren gegen die ältere Generation infolge Unterdrückung ihrer Freiheit haben also im großen ganzen wohl aufgehört. Denn die Töchter der Bildungsschicht haben ihr Verhältnis zum Elternhaus meist ziemlich frei gestalten können. Thomas Mann ironisiert mit feinem Humor in seiner Novelle „Unordnung und frühes Leid" ein solch modernes Eltern-Kinderverhältnis: Die 18jährige Primanerin und der 17jährige Bert laden allein ihre Freunde ins Elternhaus ein, die der Professor keineswegs kennt — das ist auch nicht nötig. So ist das denkbar beste Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Und trotzdem ist der halb scherzende, halb spottend-zärtliche Beiname, den diese jenen geben „Greis und Greisin". Sie dokumentieren dadurch die Stellung der jüngeren Generation zur älteren, „es ist eine Kluft, die Älteren sind lieb und gut, aber nicht in dem Leben drin, was wir führen". So spürt der Professor U n ordnung, wo früher feste Ordnung war. Er empfindet den Mangel an Formen im Verkehrston der Jugend. „Das duzt sich allgemein und geht miteinander um, wie es den Alten ganz fremd ist", denkt er bei sich und hat ein unbestimmtes Sehnen nach „Züchtigkeit" bei den Mädchen, nach „Galanterie" bei den jungen Männern, kurz nach „Salon". Trotzdem sagt ihm sein Verstand, daß die Zeiten des Salons vorüber sind. Keiner wird der falschen Scheingeselligkeit, die sich in ihm abspielte, nachtrauern, aber man spürt plötzlich, daß in den äußeren Formen auch Werte steckten, die nur verkümmert waren, und die man durch Pflege wieder zu Leben erwecken könnte; die freilich auch neue Gestalt gewinnen müßten, da sie eine andere Umwelt erfassen.

Doch darin legt jetzt die Gefahr, daß die Jugend die W e r t e nicht mehr glaubt, die sich hinter oder in den Formen bergen. Sie glaubt nicht

an Normen, die in jeder Tradition stecken, sie will sie jedenfalls nicht kritiklos übernehmen. Denn sie spürt die Unsicherheit der älteren Generation in bezug auf diese Werte und wittert, daß sie vielfach leere Schreine krampfhaft festhält, deren Heiligenbild längst verloren ging. Ihr fehlt die Gewöhnung, sie heilig zu halten, die der Krieg zerstörte. Mit Recht weist G. Bäumer in der Kulturkrise der Gegenwart darauf hin, daß nirgends sich schwerer neue Gewohnheit bildet, als in der Hetze der Großstadt, denn Gewohnheit braucht, wie jedes Wachstum, Ruhe. Darum muß tastende Unsicherheit herrschen, bis sie sich bilden kann. Wer den Weg früher bewußt ging, geht ihn auch ohne das schützende Geländer der Gewohnheit, wem sie fehlt, der sucht entweder unsicher, oder er schreitet keck darauf los, einen neuen Pfad zu bahnen, manchmal dem Abgrund entgegen, manchmal mit traumwandlerischer Sicherheit hart am Abgrund entlang. Wir als ältere Generation müssen zuweilen zitternd schweigen, um ihn nicht durch Zuruf zu beirren. In einem Aufsatz im Juniheft der „Frau" (1928) sagt G. Bäumer: „Vielleicht ist es die Aufgabe dieser Generation, ihr Leben in dem verhängnisvollen Aufbau von nicht mehr geglaubten Normen einzusetzen, indem sie ihre Wahrheit voll auskosten muß."

Das führt uns zum sexualethischen Problem bei der bürgerlichen weiblichen Großstadtjugend. Wie brennend die Frage ist, beweist die überall eingetretene Diskussion der Lindseyschen Bücher „Revolution der modernen Jugend" und „Kameradschaftsehe"; kaum ein Bahnhofsbuchstand, wo sie nicht ausliegen, kaum eine Litfaßsäule der Großstadt, wo nicht in den letzten Monaten Anschläge einen Vortrag über diese Themen ankündigte. Neuerdings hat das preußische Kultusministerium durch Veröffentlichung von Aktenmaterial aus höheren Schulen zu ihrer Diskussion angeregt (Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinare Behandlung. Quelle & Meyer, Leipzig 1928). Die Statistik dieses Buches weist für die Schülerinnen höherer Schulen in den Jahren 1921—1925 in 85 Fällen sittliche Verfehlungen nach, davon in 23 Fällen Geschlechtsverkehr. Private Mitteilungen von befreundeten Ärzten und Ärztinnen, die kleine Schrift, „Krise der heutigen Mädchenerziehung" von Susanne Engelmann, die als Direktorin eines Lyzeums in Berlin N reiche Erfahrungen gehabt hat, geben mir die Überzeugung, daß sich auch in der deutschen Großstadt Lindseys „Revolution" in beängstigendem Ausmaße bewahrheitet. Nicht nur die Studentin oder das beruflich selbständige Mädchen, auch die weibliche Jugend von 14 bis 18 Jahren, auch die Schülerin der höheren Schule ist in diese Krise einbegriffen. Das müssen wir uns sachlich eingestehen.

Aber dies Sehen von Tatsachen darf uns als ältere Generation keinesfalls von vornherein zur ethischen Aburteilung führen.

Zunächst — und das betonen mit Recht die Gutachten von W. Hoffmann-Leipzig und W. Stern-Hamburg im obengenannten Buch des preußischen Kultusministeriums — sind viele Vorgänge nur unbewußte Äußerungen rein biologischer Entwicklungsphasen jugendlicher Sexualität. Diese Phasen fordern Verständnis, psychologische Wertung. Zu diesen Entwicklungsnöten kommen all die Sinne und Nerven aufreizenden Eindrücke, die die Großstadtstraße tagtäglich bietet, der schwüle Duft aufdringlicher Parfüms, die flirrenden Lichtreklamen, die Bruchstücke von Klängen ausländischer Foxtrotts und Jazzmusik; Kinoreklamen mit begehrlichen Bildern, die Neugier reizen. All das stürmt auf das unfertige junge Mädchen ein, betäubt, übertönt die feine Grenze der Sitte. Und wenn man es überredet, daß Sexualität die natürliche Eingangspforte zu Glück und Befriedigung bedeute, so glaubt es das und folgt dem Trieb. — Aber es gibt auch grade unter der „kulturellen" Jugend ernste, reine Mädchen, die grundsätzlich glauben, statt „sittlicher" „natürliche" Normen aufstellen zu sollen. Sie stellen das Gesetz der „Reinheit" in Frage. Soll für das Mädchen eine Forderung gelten, die der Jüngling im allgemeinen für sich nicht anerkennt? Dies um so mehr, als in den bürgerlichen Kreisen infolge der langen Berufsausbildung nur späte Ehe möglich scheint, und auch sie in der Nachkriegszeit wegen des weiblichen Überschusses fraglich ist. Da diese Jugendlichen glauben, nur durch persönliches Erleben auf sexuellem Gebiet zur vollen Menschwerdung zu gelangen, wollen sie ihr Wesen allseitig entfalten, auch in körperliche Hingabe.

Wie soll sich die ältere Generation hierzu verhalten?

Wir müssen uns nicht verständnislos abwenden, sondern uns sehr ernsthaft grade mit diesen Schlüssen beschäftigen. Wir, die das Leben reifte, müssen aus unserer Erfahrung, die wir der Jugend voraus haben, sie zur Erkenntnis führen, daß der persönlichkeitsbildende Wert des erotischen Erlebnisses nicht im Physisch-Sexuellen, sondern im Seelischen liegt. Diese feinen, tiefsten, geistigen Bindungen, sie erst verweben das Ich mit dem Du und lassen es, einer am andern, wachsen. Was dem jungen Menschen schroffes, unvereinbares Neben-, ja Gegeneinander bedeutet, Natur und Sittlichkeit, sie sind doch in einer höheren Stufe vereint, weil Bildung Versittlichung natürlicher Triebe bedeutet. Und so kann ein sexuelles Erleben nie an sich zur allseitigen Entwicklung der Persönlichkeit beitragen, wenn es nicht dies Geistige in sich schließt. Schon ein Einblick in das Großstadtelend wird vielleicht manchem heranwachsenden Mädchen die Augen öffnen, wie unbeherrschtes Triebleben das Geistige abstumpft, tötet, aber nicht die harmonische Entfaltung fördert. Ist dann vielleicht „Kameradschaftsehe" eine Lösung? Frau Dr. Heusler-Edenhuizen hat im Juliheft der „Frau" 1928 darauf hingewiesen, wie die Natur das höchste Glücksgefühl im geschlechtlichen

Erleben für die Frau in das Muttererlebnis gelegt hat. Ein großer Teil der jungen Mädchen begehrt daher nicht die bloße Ergänzung seines Wesens durch den Kamerad, sondern handelt aus Mutterinstinkt heraus. So würde die Kameradschaftsehe, die Lindsey vorgeschlagen hat, keine Lösung der Frage bedeuten; denn sie würde, da sie ja keine Mutterschaft voraussetzt, das Mädchen um das Höchste und vielfach auch instinktiv in Wahrheit Ersehnte bringen. Zudem würde sie dem Wesen wahrer Gemeinschaft dadurch widerstreben, daß sie nur auf Frist geschlossen würde. Jedenfalls dem, was Frauentum unter engster Gemeinschaft, sei es in Ehe, sei es in Freundschaft, versteht. Frauenart muß im Gegensatz zur expansiven Art des Mannes intensiv wirken, muß hüten, pflegen, entwickeln; dazu bedarf es der Zeit, der Ruhe; und so entspringt die Treue, das Beharren dem innersten Wesen der Frau. Sie ist eben die Naturgebundenere und kann durch dieses Lauschen nach Innen die feine Stimme des „Gesetzes, nach dem sie angetreten", besser und leichter hören. So bleibt sie s i c h treu, und daraus folgt Treue gegen den andern. Diese Treue, die auch Simmel in seiner Kulturphilosophie als spezifische Wesenseigenart der Frau bezeichnet, läßt vom Frauenstandpunkt aus die Kameradschaftsehe als Lösung ablehnen.

Die weibliche bürgerliche Jugend hat selbst nur wenig öffentlich in die Diskussion eingegriffen. Wo es geschehen — anläßlich des Kranzprozesses — waren die weiblichen Stimmen gegen eine Benennung „mit dem primitiven Generalnenner Sexualität". So eine Oberprima Berlin-Lichterfelde (Goetheschule): „Unsere Jugend ringt um Reife der Vernunft, des Gefühls, des Willens. Man soll uns den Weg nicht durch Umfälschung unseres Strebens in Sexualität versperren." So die Stimme einer Jugendlichen, die sich „zum Ideal der Treue und Einmaligkeit einer großen Liebe" bekennt (Juliheft der „Frau" 1928).

Was die weibliche Jugend in ihrem Verhalten zum andern Geschlecht von der älteren Generation fordert, ist Verstehen und Glauben an die Reinheit ihres Strebens.

Dies Verstehen wird das Vertrauen der Jugend wecken, das erst ein Führen ermöglicht. Als Führer aber muß die ältere Generation sich selbst klar und wahr zu den Werten bekennen, die sie glaubt. Nur was wir an Werten in uns persönlich aufgenommen, nur was wir s i n d, nicht was wir reden, wirkt überzeugend. Deswegen wird auch in der Persönlichkeit des Führers ein wesentlicher sittlicher Halt für die Jugendlichen liegen.

Einen weiteren Halt wird das junge Mädchen im Beruf finden. Es kommt alles darauf an, da es doch den Beruf und die Ausbildung zu ihm bejaht, die Berufsethik besonders zu pflegen und von hier aus auf die Verantwortlichkeit des Tuns jedes Einzelnen innerhalb einer Gemeinschaft

hinzuweisen, denn jede Gruppenbildung stützt und gibt Halt. Das Entscheidende aber wird sein, das junge Mädchen durch diese Bindungen zur letzten, tiefsten Bindung hinzuführen, die aus seinem eignen Wesen entspringt: sein Leben zu erkennen als Umsetzungsprozeß, den Stoff, der ihm im eigenen Körper gegeben ist, zu bilden durch den Geist.

„Sich selbst ans Licht zu schaffen," sagt Henriette Feuerbach, „das ist das Höchste."

Die Seele des Großstadtkindes

Von Arthur Kießling

Die Psychologie des 19. Jahrhunderts war in erster Linie generelle Psychologie, d. h. sie suchte zu Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens zu gelangen, die allen Menschen gemeinsam sind. Die bekannte Tatsache aber, daß über diese allgemeinen Übereinstimmungen hinaus die Menschen sich in ihrer seelischen Eigenart wesentlich unterscheiden, führte um die Wende des neuen Jahrhunderts zu einer Psychologie der Unterschiede. Diese sogenannte differentielle Psychologie ist vor allem von dem Hamburger Psychologen William Stern ausgebildet und gefördert worden. Die seelischen Unterschiede können einmal angeboren sein; für uns tritt dieser Gesichtspunkt hier in den Hintergrund. Zum anderen können sie aber auch im Laufe des Lebens entstanden sein. Die Biologie als die Lehre vom Leben zeigt uns, wie Pflanzen und Tiere durch die Umwelt in mannigfacher Weise beeinflußt werden, wie Symbiose (Zusammenleben ungleicher Lebewesen) und Biozönose (Lebensgemeinschaft) für die Ausgestaltung der Lebewesen von großer Bedeutung sind. Diese biologische Anschauung drang zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die Psychologie ein und im Zusammenhang mit dem differentiellen Gedanken entstand die Umwelt- oder Milieupsychologie. Sie zeigt uns, daß durch die Umwelt (das Milieu) auch die Seele des Menschen in weitgehendem Maße beeinflußt wird, so daß auf diesem Wege Unterschiede in der seelischen Eigenart des Menschen entstehen. Zwar wurde diese Tatsache schon früher beobachtet, schon Schiller sagt, daß auf anderem Boden ein anderer Mensch wächst, aber die psychologische Wissenschaft hat dieses Milieuproblem erst neuerdings in Angriff genommen und erforscht. Vor allem ist es Willy Hellpach, der den Einfluß der Umwelt auf das menschliche Seelenleben näher untersucht hat. Ursprünglich Nervenarzt, interessierte es ihn, wie die natürliche Umwelt also Wetter, Klima und Landschaft auf die menschliche Seele einwirkt, aber er zeigte auch weiterhin, wie die künstliche Umwelt des Hauses und der Straße, die soziale Umwelt der Menschen und die kulturelle Umwelt die Eigenart des menschlichen Seelenlebens bedingen. Besonders frucht-

bar erweisen sich diese milieupsychologischen Untersuchungen für das Seelenleben des Kindes und Jugendlichen, denn beim heranwachsenden, erst in der Bildung und Ausgestaltung befindlichen Menschen sind die Bedingungen der Umwelt von viel größerem Einfluß als beim ausgereiften Erwachsenen. So hat man in den letzten Jahren von diesem Gesichtspunkt aus die seelische Eigenart des Landkindes festzulegen und zu verstehen gesucht, und so fällt auch auf die Seele des Großstadtkindes durch die milieupsychologische Betrachtungsweise ein aufhellendes Licht des Erkennens und Verstehens. Indem wir im folgenden Landkind und Großstadtkind und ihre Umweltbedingungen vergleichend betrachten, werden wir vielleicht etwas schematisch und einseitig, aber dafür um so deutlicher die seelische Eigenart des Großstadtkindes bestimmen können.

Beginnen wir mit dem engsten Umweltkreis, in dem das Kind zunächst aufwächst, der Familie. Schon hier zeigt sich ein grundlegender Unterschied zwischen Land- und Stadtkind. Das Landkind wächst im engsten Zusammenhang mit der Familie auf, steht in engster Beziehung zu ihr. Die Landfamilie bildet eine durch gemeinsame Interessen, durch gemeinsame Arbeit verbundene Einheit, und das Kind betätigt sich auch so früh als möglich innerhalb dieser Einheit und für diese Einheit. In der Großstadt liegen die Verhältnisse meist vollkommen anders. Hier ist infolge der ganzen Lebensumstände eine Lockerung der Familie und ihrer Bande eingetreten. Der Vater geht morgens in aller Frühe zur Arbeit und bleibt häufig den ganzen Tag weg, so daß das Kind seinen Vater nur wenig sieht und die Arbeit seines Vaters häufig gar nicht kennt. Oft genug ist auch die Mutter aus Erwerbsgründen einen Teil des Tages oder vielleicht sogar den ganzen Tag auswärts. Ähnlich steht es mit den Geschwistern. So tritt nur zu oft eine frühzeitige Entfremdung des Großstadtkindes von seinen Eltern und Geschwistern ein; fremde Menschen treten an deren Stelle; der Familiensinn schwindet. Die vollkommene Ehe ist aus diesen und natürlich auch aus anderen Gründen in der Großstadt meist noch weniger anzutreffen als auf dem Lande. Das Autoritätsgefühl des Jugendlichen gegenüber seinen Eltern schwindet häufig und früh. Früh geht der Jugendliche in der Großstadt seinen eigenen Weg, sei es nach Verdienst, sei es nach Vergnügungen. So wird er früh selbständig und eigenwillig in seinem Tun und Lassen.

Auch der weitere Kreis der Menschen, mit denen das Großstadtkind und der Großstadtjugendliche in Beziehung tritt, ist wesentlich anders als auf dem Lande. Während hier eine im großen und ganzen homogene Masse das Kind umgibt, die Zahl der geistigen Führer (der Geistliche und der Lehrer) gering ist, diese daher auch einen ganz anderen Einfluß und anderes Ansehen genießen, ist die menschliche Umgebung in der Großstadt außerordentlich mannigfaltig und verschieden in Charakter

und Anschauungen. So wird das Großstadtkind früh dazu geführt, verschiedene Meinungen anderer anzuerkennen und zu dulden, noch ehe es eine eigene Meinung gewonnen hat. Nach der guten Seite hin kann sich so eine erfreulich tolerante Einstellung herausbilden, auf der anderen Seite aber kann auch ein gefährlicher Relativismus und Indifferentismus in geistigen Dingen entstehen. Die mannigfach wechselnde Umgebung bedingt Sprachgewandtheit und leichte Anpassungsfähigkeit, zugleich Gewandtheit des Umgangs und seiner Formen, aber auch leicht wechselnde Freundschaften und häufig wechselnde Gunstbezeugungen in der Liebe. Das Großstadtkind hat eine leichtgefügte Seele, gehört dem fluktuierenden Typ an. In diesem Zusammenhang ist noch ein anderer persönlichkeitsbildender Faktor zu nennen: das Alleinsein. Das Landkind hat den Vorzug, häufiger allein zu sein, kennt das Alleinsein in der Natur, das Angewiesen-Sein auf sich selbst mitten unter den Gewalten und Elementen einer erhabenen Natur. So bekommt das Landkind jenen zäh- und schwergefügten, bisweilen verschlossenen Charakter, der bei dem Großstadtkind selten zu finden ist. Das Alleinsein mitten im Trubel der Großstadt, das Gefühl des Alleinseins mitten unter Menschen führt dagegen leicht zu einem Gefühl elegischen Verlassenseins und damit zu einer weicheren, passiveren Gestaltung der Persönlichkeit.

Daß auch die Wohnung und ihre Verhältnisse einen Einfluß auf das Seelenleben ausüben, teils direkt, teils indirekt über körperliche Einflüsse, wissen wir heute genau. Es ist bekannt, daß die Wohnverhältnisse auf dem Lande auch nicht lobenswert, teilweise sogar sehr unhygienisch sind, aber die trostlosen Wohnzustände unserer Großstädte sind mit den primitivsten ländlichen Verhältnissen doch nicht zu vergleichen. Durch die Jugendfürsorge ist bewiesen, daß ein gut Teil sittlicher Verwahrlosung unserer Großstadtjugend auf die Wohnverhältnisse geschoben werden muß. Die Tausende von Einzimmerwohnungen in den Großstädten sind nicht nur die Brutstätte für Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose, sondern auch eine Brutstätte schlimmster seelischer Schädigungen. Was die heranwachsende Jugend hier von Angehörigen der Familie nicht nur, sondern auch von Schlafgängern beiderlei Geschlechtes zu sehen und zu hören bekommt, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Kurz gesagt: die geschlechtliche Frühreife, der sittliche Indifferentismus und die sittliche Verdorbenheit der Großstadtjugend ist zum Teil auf das Konto der „Wohnung" zu schieben.

Während bei der Wohnung zwischen Stadt und Land zwar verschiedene, aber immerhin noch vergleichbare Umweltbedingungen vorliegen, besteht bei der weiteren Umgebung ein diametraler Gegensatz. Die weitere Umgebung des Landkindes ist eine natürliche, die des Stadtkindes eine künstliche. Hier haben wir vielleicht den stärksten Gegensatz milieu-

psychologischer Bedingungen. Aus diesen gegensätzlichen Bedingungen erklärt es sich zum Teil, warum das Großstadtkind weniger religiös eingestellt ist. Die unmittelbar einwirkende Gewalt der Naturereignisse, die schlechthinnige Abhängigkeit des Landmannes von diesen höheren Naturgewalten und die Ohnmacht des Menschen entwickelt in der Seele des Landkindes eine Einstellung, welche dem religiösen Erlebnis günstig ist. Das Großstadtkind dagegen, das vielleicht noch kein Kartoffelfeld gesehen hat, ist in dem Gewirr der Straßen, Häuser und Höfe fast nur von Menschenwerk und den von diesen ausgehenden Wirkungen umgeben. Wenn auch in der Großstadt bisweilen erschütternde Unglücksfälle vorkommen, so erlebt das Großstadtkind bei diesen doch mehr die Fehlsamkeit menschlicher Kräfte und Einrichtungen als die schlechthinnige Abhängigkeit von einer über den Menschen stehenden Allgewalt, wie dies bei der Landjugend unmittelbar und tief der Fall ist. Daß die wechselnden und sich drängenden Eindrücke der Großstadt den Jugendlichen innerlich frühreif, vielleicht sogar blasiert und abgestumpft machen, ist eine bekannte Tatsache. Auf der anderen Seite vermag aber auch die Großstadt mit ihrer sozialen und künstlichen Umwelt eine kritische Einstellung als Schutz zu vermitteln, wie sie das Landkind dem modernen Zeitgeist gegenüber niemals besitzt.

In der außerschulischen Beschäftigung bestehen zwischen Stadt- und Landkind ebenfalls erhebliche Unterschiede. Das Landkind wird zu mannigfachen Arbeiten innerhalb der Familienbeschäftigung sehr intensiv herangezogen, häufig schon in sehr frühem Alter. Wo eine außerschulische Beschäftigung des Großstadtjugendlichen stattfindet, sei es freiwillig, sei es gezwungen, geschieht dies meist außerhalb der Familie bei fremden Leuten; dabei wird die „Stellung" oft genug gewechselt. Spiel und Vergnügungen nehmen beim Landkind, auch in besser gestellten Bauernfamilien, eine relativ geringere Rolle ein, als dies beim Großstadtkind und Großstadtjugendlichen der Fall ist. Es hängt dies zusammen mit den Lebensumständen auf dem Lande, aber auch mit der größeren Möglichkeit zu Vergnügungen in der Großstadt (Vergnügungsindustrie). So kommt es, daß eine oberflächliche Lebenseinstellung, daß Vergnügungsbereitschaft, welche sich bis zu Arbeitsunlust und Arbeitsscheu steigern kann, in der Großstadt einen viel günstigeren Boden findet.

Schließlich wäre noch der Einfluß des Zeitgeistes zu erwähnen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß das Großstadtkind im allgemeinen geistig viel regsamer ist als das Landkind. Die geistige Aufgeschlossenheit ist eine erfreuliche Erscheinung für jeden Lehrer, der an einer Großstadtschule unterrichtet. Auf der anderen Seite sind es nicht immer wünschenswerte Blätter, die der Zeitgeist in die Hände noch unreifer jugendlicher Menschenkinder hineinweht. Man braucht hierbei nicht einmal an dunkle Sexualliteratur zu denken, wie sie heute in den Zeitungskiosken der

Großstädte zu sehen sind und von der halbwüchsigen Jugend verschlungen werden. Auch ernsthafte wissenschaftliche Literatur unserer Zeit kann ungeeignet sein. Daß die Schriften von v. d. Velde bei Lyzeumsschülerinnen eine nicht unbekannte Lektüre sind, dürfte ebensowenig begrüßt werden, wie Unterhaltungen von Obertertianern über die sexuellen Grundlagen der Psychoanalyse. Die amoralische und areligiöse Einstellung eines Teiles unserer Großstadtjugend beruht zum Teil darauf, daß sie Strömungen des Zeitgeistes schon in sehr jungen Jahren in ihr geistiges Repertoir aufnehmen ohne doch schon geistig reif zu sein, um sie geistig verarbeiten zu können.

Eine besondere Rolle unter den Umweltbedingungen spielen die Einflüsse, welche von der menschlichen Kultur ausgehen. Sie führen uns über den Rahmen des Menschen als eines natürlichen Wesens hinaus in die Sphäre des spezifisch Menschlichen. Wir können die Kultureinwirkungen den Bedingungen des Milieus zuordnen, müssen aber dabei im Auge behalten, daß das Erleben von Kulturwerten eine spezifische Eigenart der Menschseele bildet und daß das Schaffen von Kulturwerten eine spezifische Tätigkeit der menschlichen Seele darstellt. In dieser obersten Schicht der menschlichen Seelenstruktur differenziert sich die psychische Wesenheit der Menschen am stärksten; auf kulturpsychologischem Boden zeigt sich auch der stärkste Unterschied zwischen Stadt- und Landkind. Und doch ist es gerade hier bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Einzeltypen und den vielseitigen allmählichen Übergängen besonders schwer, die Unterschiede so zu fixieren, daß kein lebensfremder Schematismus entsteht. Schon aus dem Vorausgehenden ergibt sich, daß die Werterlebnisse der Großstadtjugend wesentlich andere und anders sind als bei der Landjugend, daß also Unterschiede in quantitativer und qualitativer Hinsicht bestehen. Allgemein kann man zunächst wohl sagen, daß die Werterlebnisse der Großstadtjugend auf der einen Seite mannigfaltiger und reicher, auf der anderen aber auch um so oberflächlicher, wechselnder und flüchtiger sind, während sie bei der Landjugend sich mehr auf einzelne wenige, aber um so tiefer und um so konstanter konzentrieren. Aus der wechselnden Flut der Werterlebnisse der Großstadtjugend heben sich in der Gegenwart vor allem drei heraus: Kino, Sport und Technik. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese drei Zivilisationserlebnisse die einzigen seien. Sie treten nur deshalb so stark in die Erscheinung, weil die eigentlichen Kulturwerte durch die mannigfache Fülle, durch zivilisatorische Verwässerung und Vermaskierung und durch die allgemeine Zersplitterung der Werterlebnisse nicht zur Geltung kommen. Umgekehrt darf man aus der Tatsache, daß bei der Landjugend die reinen Kulturwerte der Heimat, Arbeit und Religion mehr in den Vordergrund treten, nicht den falschen Schluß ziehen, als ob hier die Kulturwerte auch in besonders hohem Maße lebendig seien. Dieses Bild ergibt sich

einmal aus dem zähen Festhalten der Landbevölkerung an Gebräuchen und geistigem Inventar, auch wenn sie veräußerlicht und erstarrt sind, und zum anderen aus der negativen Tatsache, daß die großstädtischen Zivilisationswerte die ländlichen Gegenden nur in mehr oder weniger abgeschwächtem Umfange erreichen.

Im einzelnen sei auf folgendes hingewiesen. Das Naturerlebnis ist bei Großstadt- und Landjugend grundverschieden, weil die Einstellung bei beiden eine andere ist. Der Jugendliche in der Großstadt erlebt die Natur wie ein Kunstwerk, versenkt sich in ihre Schönheit, natürlich erst von einem bestimmten Alter ab. Infolge des Berufes findet sich bei der Landjugend dagegen eine mehr verstandesmäßige, nüchtern-praktische Einstellung. Am besten kann man diesen Gegensatz vielleicht fassen durch die Schillerschen Ausdrücke: das Naturerlebnis der Großstadtjugend ist sentimental, das der Landjugend naiv. Wenn wir bei der Landjugend eine vorwiegend positive Einstellung zur Religion antreffen, so läßt sich schwer bestimmen, wieweit hier der konservative Faktor oder eignes Erleben wirksam ist. Bei der Großstadtjugend hat sich die religiöse Lage sehr kompliziert. Auf der einen Seite starke Zersetzungserscheinungen, häufig negative, schroffe Ablehnung, auf der anderen Seite aber auch wieder — und besonders in der Gegenwart — aus den Krisenzuständen heraus der geläuterte Drang nach religiösen Werten. Die metaphysische Krankheit der Spätpubertät, während der der junge Mensch mit Gott, Welt und allem in Konflikt lebt, äußert sich bei der Großstadtjugend in ungleich stärkerem Maße. Das künstlerische Erlebnis entwickelt sich, durch verschiedene Faktoren begünstigt, bei der Großstadtjugend früher und meist reicher und feiner als dies auf dem Lande der Fall ist. Dagegen zeigt das sittliche Werterlebnis in der Großstadt stark relativistische, bisweilen indifferente oder sogar negativ ablehnende Züge. Was im besonderen das Liebeserlebnis angeht, so ist dieses (einschließlich des Sexualerlebnisses) auf dem Lande im allgemeinen schlichter, einfacher und derber. Bei der Großstadtjugend dagegen sehr kompliziert und differenziert, mit den verschiedensten Übergängen von zarter Reinheit zu raffinierter Sinnlichkeit und Perversität. Die viel erörterte Frage, ob der außereheliche Geschlechtsverkehr Jugendlicher und Erwachsener auf dem Lande oder in der Stadt häufiger sei, läßt sich schwer beantworten; die „Unschuld vom Lande" ist eine Legende großstädtischer Phantasie. Im Hinblick auf das wissenschaftliche Werterlebnis bestehen insofern Übereinstimmungen, als die Landjugend schon von jeher weniger auf das Theoretische als auf das Praktische eingestellt war, und der wissenschaftliche Sinn der Großstadtjugend heute nicht nach der reinen Wissenschaft, sondern auch nach der Technik hin tendiert. Mit diesen Hinweisen auf das Kulturerlebnis wollen wir unsere Skizze über die Seele des Großstadtkindes schließen.

Innere Entwicklungen

Meine religiöse Entwicklung.

Von einem Studenten.

(Fortsetzung aus Heft 4)

III.

Wie steht es nun, so lautete meine weitere Frage, mit der sittlichen Verpflichtung, wenn es keinen Gott gibt? Von Jugend auf war mir stets eingeprägt worden, der Mensch könne sich nicht selber wahrhaft im Gewissen verpflichten, den Menschen absolut verpflichten könne nur ein absoluter Gesetzgeber. Ohne Gott höre eben jede Verpflichtung auf, ohne Gott gebe es keine Sittlichkeit. Fordert also nicht die sittliche Verpflichtung einen höchsten Gesetzgeber, ein göttliches Wesen? Ich kehrte die Frage einmal um: Kann Gott den Menschen verpflichten? Gott kann, — so bin ich stets von meinen Lehrern und Professoren belehrt worden — weil er der Schöpfer des Menschen ist, den Menschen zum Guten, zur Beobachtung des Sittengesetzes verpflichten. Daß Gott der Schöpfer des Menschen ist, daraus folgt doch nur, daß das Sein des Menschen auf Gott zurückführbar ist, aber nicht das Sollen, die ethische Verbindlichkeit. Das Gebot des Schöpfers bedarf noch, wenn es kein Machtgebot sein soll, sondern ein Pflichtgebot, einer sittlichen Rechtfertigung. Nur dann tönt mir aus dem Gebot eines göttlichen Schöpfers ein „Du sollst" im Sinne der Ethik entgegen, wenn ich das, was das Gebot befiehlt, als sittlich gut erkannt habe. Aber auch der Mensch kann sich nicht selber verpflichten, denn auch das Sollen, das einem autonomen Willen entspringt, verlangt ebenfalls eine sittliche Rechtfertigung. Woher stammt nun die verpflichtende Kraft des Sittengesetzes? In Ihrer Schrift „Glauben und Wissen", der ich viel verdanke, schreiben Sie: „Das ‚Verpflichtende' ist nicht etwas, was zum richtig verstandenen Guten erst hinzutreten könnte und müßte, sondern es liegt in ihm, das Gute ist selbst in sich das — Verpflichtende." Dadurch, daß die Verpflichtung weder in einem fremden noch im eigenen Willen ihren Ursprung hat, werden die sittlichen Werte erst unabhängig, wird die Ethik erst ein in sich ruhendes Gebiet.

Die Behauptung, — wie ich sie oft in den Vorlesungen hörte — daß Gott in den Menschen das Sollen, das Sittengesetz hineingelegt, daß er die Menschennatur als eine auf das Gute hingeordnete erschaffen, kann keine Erklärung sein, denn auf die Frage: Warum hat denn Gott die Menschennatur so und nicht anders erschaffen? antwortet die Theologie: Weil er seinem Wesen nach nicht anders konnte, weil er nur das Gute wollen kann. Demnach kann also Gott nicht der letzte Grund der Verpflichtung sein. Die Verpflichtung muß also letztlich aus dem Guten selber stammen.

Verlangt aber nicht der Wert (auch der sittliche) einen metaphysischen Ort?[1]) Wenn ich die sittlichen Werte und Normen nicht mehr in Gott fundiere, hängt dann nicht alles, was ich als ethisch wertvoll und gültig ansehe, in der Luft? Meine Professoren lehrten ja, reine in sich stehende, von aller Wirklichkeit losgelöste Gültigkeit gebe es nicht; der Begriff des reinen Wertes, der Norm, hänge für sich in der Luft. Darum müsse die Gültigkeit, sei es Wert oder Norm, da sie sich nicht ins empirische Sein reduzieren ließe, in eine absolute Wirklichkeit, in Gott eingeankert werden. Nun fordert z. B. die Gültigkeit der Denkgesetze, der mathematischen Lehrsätze keinen metaphysischen Unterbau; warum soll die Gültigkeit der Sittennormen einen solchen verlangen? Muß dann alles einen „Ort"[2]) haben? Die Behauptung, daß alles irgendwo sein müsse, ist ein naives Vorurteil. Die Frage nach dem metaphysischen Ort der Sittennormen finde ich grundlos und darum überflüssig.

So schien mir also alle Bemühung um einen Gottesbeweis aussichtslos, zumal sich mir auch der Gedanke an die moderne Wissenschaft und ihre Vertreter mächtig aufdrängte und mich in meiner Ansicht von der Haltlosigkeit der Gottesbeweise bestärkte. Der naive Glaube an das Ammenmärchen, daß es der modernen Wissenschaft lediglich

---

[1]) D. h., muß nicht das Sollen auf ein (jenseitiges) Sein begründet werden? D. Hg.
[2]) D. h., eine Begründung im wirklichen Sein. D. Hg.

darum zu tun sei, Gottes Dasein hinwegzubeweisen und Glaube und Moral zu untergraben, wurde in mir infolge der voraufgegangenen Erwägungen gründlich zerstört.

Mit meinen Anschauungen war ich also in Widerspruch mit dem Dogma geraten. Bin ich nun, so fragte ich mich, als Katholik nicht verpflichtet, diese meine Anschauungen für irrig zu halten und die Beweisbarkeit von Gottes Dasein auf Grund der Autorität der Kirche anzunehmen, zu glauben? Nun sind die Voraussetzungen, auf die sich die Autorität der Kirche stützt, die sichere Erkenntnis Gottes und die Tatsache der Offenbarung. Aber gerade die Gültigkeit dieser beiden Voraussetzungen bezweifelte ich. Eine sichere Erkenntnis Gottes hielt ich ja für unmöglich. Wie stellte ich mich innerlich zu einer göttlichen Offenbarung? Nach der Anschauung katholischer Theologen kann die Echtheit und Integrität der Bibel, die Inspiration und ihre Ausdehnung aus der Bibel allein sich nur ungenügend beweisen lassen; ebenfalls kann die Bibel keinen Anspruch auf absolute Klarheit erheben. Der Apostel Petrus und die Väter weisen schon darauf hin, daß in der Bibel manches schwer verständlich sei. Darum ist nach katholischer Lehre der Garant für die sichere Verwahrung, Vermittlung und Auslegung der Offenbarung das unfehlbare kirchliche Lehramt. Die Beweise, daß in Christus Gott Mensch geworden und sich geoffenbart, daß Christus die Kirche gegründet und ein unfehlbares Lehramt gestiftet, sind der Bibel entnommen. Wer garantiert nun dafür, daß die Stellen der Schrift, die für diese Beweise in Frage kommen, Geschichte wiedergeben und nicht eine Zutat, ein Stück Glaube der urchristlichen Gemeinden enthalten, daß sie nicht interpoliert und nicht verfälscht sind, daß ihr Sinn richtig aufgefaßt und verstanden ist? Das Lehramt der Kirche nicht, denn es ist ja Beweisziel. Etwa die theologische Wissenschaft? Sie dürfte wohl nicht in der Lage dazu sein, da ja die ganze Geschichte der Schriftauslegung zeigt, welch unversöhnlicher Streit in diesen Fragen unter den Theologen herrscht; und sollte auch die theologische Wissenschaft zu einem einheitlichen Resultat in diesen Fragen gelangen, so wäre damit das Resultat doch nicht als ein endgültiges und unumstößliches, sondern nur als ein vorläufiges anzusehen, da ja die Wissenschaft nicht im Besitze des Privilegs der Unfehlbarkeit ist und ihre Resultate immer noch als verbesserungsfähig ansehen muß. Schon diese Überlegungen belehrten mich, daß es gar nicht so einfach ist, wie manche Apologeten glauben, einen wissenschaftlich einwandfreien Beweis zu erbringen für die Gottheit Christi, die Gründung der Kirche und die Stftung eines unfehlbaren kirchlichen Lehramtes.

Als die Thesen über die Gottheit Christi, die Stiftung der Kirche und eines unfehlbaren Lehramtes in den Vorlesungen vorgetragen wurden, mußte ich die Erfahrung machen, daß grundlegende Fragen, z. B. ob die betreffenden Schriftstellen, auf die jene Lehren sich stützen, auch Geschichte wiedergeben, ob sie nicht interpoliert und verfälscht sind, wie sie die Zeit, in die sie gehören und aus der sie stammen, verstanden, entweder nicht oder nur kurz und oberflächlich berührt wurden. Ein Beispiel will ich kurz anführen: Bei der Bibelstelle Matth. 16, 18[1]) wurde nicht auf die Gründe eingegangen, die Prof. v. Harnack veranlaßt haben, den Zwischensatz vom Kirchenbau auf Simon (Petrus) für einen späteren Einschub zu halten. (Der Diatessaron-Kommentar Ephräms und das Diatessaron Tatians blieben unerwähnt. Es wurde einfach betont, diese Bibelstelle finde sich in verschiedenen älteren Handschriften — auf diese Handschriften wurde in keiner Weise eingegangen — und passe in den übrigen Text hinein.)

Da ich also auch die historischen Beweise, weil sie mir keine Gewißheit gaben, in Zweifel zog, so konnte mich folglich die Kirche nicht verpflichten, ihre Dogmen anzunehmen. Ich pflichte Ihrer Ansicht bei, daß nicht jeder Glaubenszweifel sündhaft ist, daß ein Zweifeln, das aus echter Wahrheitsliebe hervorgeht, für erlaubt gelten muß. Ernste Bedenken gegen die praeambula fidei[2]) begründen meines Erachtens für den Katholiken die sittliche Berechtigung des Glaubenszweifels.

Wenn ich mir Rechenschaft zu geben versuchte, warum ich mich trotzdem nicht entschlossen auf den Boden einer freieren Welt- und Lebensanschauung stellte, sondern

---

[1]) Du bist Petrus (Fels) und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. D. Hg.
[2]) Die Voraussetzungen des Glaubens. D. Hg.

immer noch mein Leben nach den Geboten der Kirche einrichtete, immer wieder versuchte, die Dogmen zu bejahen und die gegen die Dogmen sich geltend machenden Bedenken in mir niederzukämpfen, so mußte ich mir stets eingestehen, daß es nicht theoretische Gründe waren, sondern Einflüsse des Gefühls, der Interessiertheit und z. T. auch der öffentlichen Meinung, des Milieus. Ich brauchte Religion, um die Ruhe meines Gemütes zu bewahren. Ich wollte noch zu göttlichen Mächten rufen können, wenn Menschenkraft versagte. Die Sehnsucht nach einer ewigen Glückseligkeit nach dem Tode, die mir das Leben hier auf der Erde erst lebenswert zu machen schien, die Furcht vor der Höllenstrafe, die — so war es mir schon im Religionsunterricht eingeprägt worden — aller Zweifel an Glaubenswahrheiten und erst recht der Austritt aus der Kirche nach sich ziehen sollen, waren so lebendig in mir, daß selbst sachliche Überlegungen diese Regungen des Gemütes nicht zu beseitigen vermochten. Und so ist es bis heute geblieben. Gefühl und Gewöhnung erweisen sich eben bei mir oft stärker als alle Verstandeseinsicht. Und wenn ich trotzdem bestrebt bin, das Wort Pius' X.: „Schon der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß jede Gemütserregung keine Hilfe, sondern ein Hindernis ist bei der Erforschung der Wahrheit" (Encyklika Pascendi) zum Leitsatz für mein Suchen nach Wahrheit zu machen und zu befolgen, so bin ich mir bewußt, daß noch manches Opfer von mir gefordert wird, bis ich zur völligen inneren Freiheit und Selbständigkeit der Kirche gegenüber gelangt bin.

Da ich zur Einsicht gekommen bin, daß alles philosophische Bemühen, dem Glauben ein rationales Fundament zu geben, aussichtslos ist, daß Philosophie und Religion, Glauben und Wissen zwei Gebiete sind, die reinlich zu scheiden sind, muß da nun nicht mit dem rationalen Fundament zugleich auch die Religion zu einem Problem für mich werden? Ich glaube diese Frage bejahen zu müssen, denn was das Erlebnis religiöser Werte betrifft, auf das mich ein Studienfreund gütig hinwies, so muß ich sagen, daß für die religiösen Werte genau dasselbe gilt wie für die sittlichen Werte, nämlich daß die Werte selbständig sind, daß sie, um zu gelten, keiner Realisierung bedürfen. Zudem ist mir auch nicht klar, ob die religiösen Werte als völlig selbständige Werte neben den anderen Werten zu betrachten sind, oder ob sie in den anderen nicht irgendwie enthalten sind. So bleibt mir nichts anderes übrig als die Hoffnung, die Hoffnung, daß Gott und Unsterblichkeit, „jene hohen Träume des Herzens", nicht Legende, sondern Wirklichkeit seien[1]). Trost und Erhebung wird mir sein in meinem Ringen und Suchen das Wort, das ich in der Darstellung Ihrer inneren Entwicklung („Glauben und Wissen", München, Reinhardt) las: „daß alles Erkenntnisstreben niemals das Heil der Seele gefährden kann; daß alles Suchen nach Wahrheit — Gottesdienst ist".

Lesefrüchte

Der Sinn des Lebens (nach Goethe).

Wieviel dem sich entfaltenden Weltbild Goethes auch vom Christentum her zugeflossen, und wenn auch seine sittliche Lebenshaltung nicht ohne die abendländisch-christliche Überlieferung möglich war: in einem — und darauf kommt es am Ende doch an — steht Goethe auf der andern Seite. Der Sinn des Lebens liegt für das Christentum hinter, über dem Leben; unser Dasein vollendet sich erst in einem ... Überdasein. Der Sinn wird von einem Drüben bestimmt, welches das Maß der diesseitigen Existenz ist. [Der junge] Goethe aber findet den Sinn schon hier, in diesem Dasein selbst. Das Leben selbst hält er in seiner Jugend für den Sinn des Lebens. Es ist der freudige Glaube an die Gnade des Jetzt und Hier, der ihm die Kraft gibt, nicht nur auszudauern, sondern es mit höchstem Vertrauen zu tun. Zum erstenmal spricht in

---

[1]) Zu diesem Ergebnis kommt auch der — ebenfalls vom katholischen Glauben aus sich entwickelnde J. A. Pyrsting in seinem Buch „Freie Gotteshoffnung" (Stuttgart, Strecker & Schröder, besprochen Jg. 1928, H. 8, S. 242) und Michael Fill in seinem Aufsatz „Gottesbeweise und Gotteshoffnung" (Jg. 1929, H. 5 u. 7). [D. Hg.]

Goethes Werk der moderne Deutsche dies höchste Ja aus, das dem Leben gegeben werden kann. Dies Ja, welches meint, daß alle Sehnsucht, aller Drang sich im Leben, in diesem gebrechlichen Dasein selbst schon genugtun soll. Ein Rest bleibt freilich auch hier: ein unfaßbares Gefühl der Ruhelosigkeit, des Ungenügens, wie es dem Unendlichen in der Welt des Endlichen natürlich sein muß. Aber, darauf kommt es an, Goethe gibt diesem Gefühl nicht entscheidende Gewalt über sich, er überantwortet ihm nicht die Entscheidung über den Sinn des Daseins; gestattet ihm nicht, die entschlossene Gesinnung der tüchtigen Bewältigung, der täglichen Prägung des Jetzt und Hier zu trüben. So ist es schon in seiner Jugend, trotz der tödlichen Bedrohung in der Werther- und Faustzeit. Und es gelingt ihm, die Gesinnung der heroischen Lebensbereitschaft bis zum Ende festzuhalten. Der Schluß des zweiten Faust sagt es, daß die jetzt geglaubte Gnade der vollendeten Liebe, die von oben dem strebenden Menschen begegnet, dem immer Regen nur, dem sich selbst Vollendenden zuteil wird. Die letzten Rätsel, die großen Fragen des Warum, löst das menschliche Denken nicht und keine Ahnung. Der Wille nur erlöst davon: die Entschlossenheit, zu leben, als wäre das Ganze unseres Wesens hier schon auszuschöpfen; und dabei doch im Gefühl und der Vorahnung eines Drüben, dessen unerforschliche Mächte der unübersehbaren Fülle und der undurchdringlichen Problematik des Daseins erst die erlösende Vollendung, erst den letzten Sinn geben. Doch das ist Goethesche Altersweisheit. Seine Jugend kennt diese letzten Deutungen noch nicht, aber seine Seele sucht sie von der Stunde des Aufbruchs an."

(Aus Karl Viëtor, „Der junge Goethe". Leipzig. Quelle & Meyer 1930, S. 116 f. Vgl. unten S. 147.)

Zur katholisch-konfessionellen Lehrerbildung.

Bedenken von katholischem Standpunkt.

Mündiges Christentum bleibt dem katholischen Laien versagt. Ein Beispiel der jüngsten Zeit mag das belegen. Seit bald zehn Jahren tobt der Kampf um die Ausbildung des Volksschullehrers. Die Frage ist eine Unterfrage der Erwachsenenbildung in unserem Volke überhaupt. In den Kreisen derer, die Erwachsenenbildung ernst nehmen, ist es klar, daß der Erwachsene anders lernt als das Kind. Der Erwachsene lernt im Kampf, an Widerständen, im Widerspruch, im Wandern. Der Lehrer im Volk, der hernach eine Lebenszeit in seinem Dorfe leben soll, muß einmal die Welt im geistigen Sinne gesehen, einmal mannhaft widerstanden haben, muß einmal mündig geworden sein. Dieser Glaube an ein seelisches Mannesalter gilt unabhängig von Konfessionalismus, Standesinteressen, Universitätsambitionen der reichlich mißleiteten Lehrerschaft.

Trotzdem will die Kirche den Lehrer dem sechsjährigen Kinde gleichstellen ... deshalb bannt der Bischof von Limburg jede Äußerung zugunsten einer simultanen Lehrerakademie. Die Simultanschule für Kinder mag man noch so verwerfen, und muß trotzdem aus christlichem Glauben die Kampfzeit für den Erwachsenen, in der Welt zu leben Verpflichteten, ja gar in ihr Lehrenden fordern — freilich unter einer Bedingung, daß man nämlich an ein mündiges, männliches Christentum von Laien glaubt.

Liest man die bischöfliche Argumentation, so erschrickt man, mit welcher Selbstverständlichkeit hier die Gründe, die für sechsjährige Kinder gelten, auf Einundzwanzigjährige übertragen werden ... Der künftige Lehrer des Volkes ist genau so ein Schäflein in der Herde wie der Erstkläßler. Und dies eben ist die Haltung, in die das katholische Volk hineingedrängt wird; die ewige Verlängerung des vierzehnten Lebensjahres wird ihm seelisch-geistig angesonnen.

Würde das durchgeführt, so müßten Skrupulanten und Betschwestern am Ende als die wohlgeratensten Früchte am Baume des Laienhaftentums gelten, nicht aber eine Jungfrau von Orleans. Und damit wäre die Religion für die Erwachsenen, die Mündigen eine Kinderschule geworden. Sie entwachsen einer solchen Kirche, sie mögen wollen oder nicht, unter tausend Schmerzen oder voll Widerwillens mit eherner Notwendigkeit einfach, weil sie wachsen.

(Aus dem — die Akten zum „Fall Wittig" — enthaltenden Werke „Das Alter der Kirche". Anhang. Berlin, Lambert & Schneider, 1927, S. 120 f.)

Das sind Bedenken, die gerade aus der Sorge um das „innere Leben und eine gesunde Zukunft des Katholizismus" selbst hervorgegangen sind. — Die Stellungnahme der katholischen deutschen Bischöfe zur Schulfrage findet man ausführlich dargelegt in „Schule und Erziehung", 1. Heft 1930. Hg. v. d. Zentralstelle d. kath. Schulorganisation, Düsseldorf, Reichsstraße 20.

Aussprache

Zur Frage der konfessionellen Gestaltung des Bildungswesens

Sehr geehrter Herr Professor!

Ein Artikel im „Tag", Nr. 219 vom 13. 9. 27, drückt mir die Feder in die Hand, um mit Ihnen, Herr Professor, dem ich mich schon lange „geistesverwandt" fühle, etwas zu plaudern.

Der Artikel trägt die Überschrift: „Reichsschulgesetz und Simultanschule". Von Ferdinand Jakob Schmidt, Professor an der Universität Berlin. Der Abschnitt, auf den es mir ankam, lautet:

Ist es denn nicht scheinbar ganz vernünftig, allen Kindern ohne Unterschied des Standes, des Besitzes und des Bekenntnisses in sämtlichen Unterrichtsfächern, mit Ausnahme des fakultativ zugelassenen Religionsunterrichtes, eine gleichartige Grundbildung zu gewähren?

Dem steht das schwere Bedenken entgegen, daß diese Simultanpädagogik an dem Gebrechen einer unheilbaren Halbheit leidet. Denn, sowie man von der Oberfläche in die Tiefe steigt, zeigt sich sofort, daß der simultanen Gemeinschaftsschule gerade das Herzstück des Jugendbildungswesens fehlt, nämlich die sittlich heiligende Geisteserziehung. Selbstverständlich kann auch in diesen Schulen der Sinn für Disziplin und Ordnung, Fleiß und moralisches Verhalten in hohem Maße gepflegt werden. Aber wahrhaft sittliche Erziehung erfordert nicht nur das negative moralische Sichfernhalten von allem Unwürdigen, sondern sie erheischt vielmehr die persönliche Zueignung des in dem eigenen Volke entwickelten Grundethos als der Menschwerdung des Göttlichen und damit die Erhebung des endlichen Individuums zu dem lebendigen Quell aller Gottes- und Menschengemeinschaft. Auf die Erziehung zu dieser höchsten, positiven Sittlichkeit muß eben die Simultanschule grundsätzlich verzichten, weil sie die einzig lebendige Grundlage dieser hoheitsvollen Gesinnungs- und Gesittungsbildung, nämlich die religiöse Erziehung, um der Ausschaltung der Bekenntnisunterschiede willen von jedem kraftvollen Einfluß auf ihren Lernunterricht fernzuhalten genötigt ist. Was sie im besten Falle zu leisten vermag, ist ein religiös gefärbter, aufklärerischer Normalunterricht, und das ist nicht der Hebel einer wahrhaft sittlichen Persönlichkeitsbildung. Die simultane Gemeinschaftsschule ist eben eine bloße Unterrichtsschule, aber keineswegs auch eine wesenhafte Erziehungsschule.

Man komme nicht mit dem irreführenden Einwand, daß ja die Anhänger der simultanen Gemeinschaftsschule auch ihrerseits den Religionsunterricht der verschiedenen Bekenntnisrichtungen als fakultativen Nebengegenstand zu bewilligen und sogar selbst gelegentlich dabei mitzuwirken bereit seien. Denn das Entscheidende ist, ob der religiös-sittlichen Geisteserziehung ein bestimmender Einfluß auf die pflichtmäßigen Unterrichtsfächer, vor allem auf den Deutsch- und Geschichtsunterricht, eingeräumt wird oder nicht. Ist dies nicht der Fall, so ist es erzieherisch bedeutungslos, ob der Religionsunterricht, wenn doch kein inneres Band zwischen ihm und den Lernfächern besteht, nebenbei in dem Hause der Unterrichtsschule stattfindet oder woanders. Das hat die christliche Eltern- und Lehrerschaft auch mit sicherem Geistestakt herausgefühlt, und darum lehnt sie die simultane Gemeinschaftsschule ab. Auch heute ist man in den weitesten Kreisen damit einverstanden, daß auch das Volksschulwesen paritätisch gegliedert wird. Das aber sind die Schulen, die ebenfalls den Kindern

aller Bekenntnisse zugänglich sind, in denen aber doch der gesamte Lehrplan nach dem Grundmaß einer vorherrschenden Bekenntnisrichtung erzieherisch geregelt wird. Dieser Gesichtspunkt einer den Bedürfnissen entsprechenden Gliederung unseres Schulwesens scheint mit vollem Recht für den Entwurf des Reichsschulgesetzes maßgebend gewesen zu sein, so daß ebenfalls den Schulen mit religionsfreiem Bekenntnis die gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt wird[1]).

Meine Bedenken dazu sind:

1. Konnte der Herr Professor nicht in wenigen, allgemein verständlichen Worten seinen Grundgedanken ausdrücken, statt sich in einen Nebel fast unverständlicher Andeutungen zu verlieren? — Warum das? —

2. Sein Gedanke ist doch wohl, katholisch ausgedrückt, „Außer der Kirche kein Heil", oder anders ausgedrückt: „Alle Gerechtigkeit außerhalb der Orthodoxie ist keine."

3. Wie kann im 20. Jahrhundert ein „Professor" in der breiten Öffentlichkeit eine solche These als allgemein gültig aussprechen und auf ihr seinen Beweis für eine „konfessionelle Staatsschule" aufbauen? —

4. Ist das tatsächlich bereits der Sinn der „Parität" der höheren Schule, daß der Unterricht an ihr nach dem Grundmaß einer vorherrschenden Bekenntnisrichtung „erzieherisch" geregelt wird, daß alle Fächer also nur „erweiterter Religionsunterricht" sind? — Ich habe bis jetzt immer geglaubt, strenge Wissenschaftlichkeit sei die Hauptforderung gewesen.

5. Wird der Lehrer hiermit nicht tatsächlich „Kirchendiener?"

6. Liegt in dem Gedanken nicht etwas Komisches und doch zugleich auch etwas Menschenunwürdiges, daß an katholischen Schulen katholischer Deutsch- und Geschichtsunterricht (man bedenke!), an protestantischen protestantischer und an jüdischen jüdischer Unterricht gegeben wird?

7. Sind solche Ideen, wie die des Herrn Professors, nicht im höchsten Grade „kultur- und vaterlandsfeindlich?"

Für eine Antwort in Ihrer „Aussprache" schon jetzt besten Dank.

In der Zeit, wie Sie den Kampf für die Frankfurter Akademie führten und von einem Halbwisser so unverschämt angerempelt wurden, habe ich viel an Sie gedacht. Möge der Herrgott Sie noch recht lange bei uns lassen!

Ihr ergebener L. St., Studienassessor.

Sehr geehrter Herr!

Da für wirklich religiös-kirchlich gesinnte Menschen ihr Glaube etwas Heiliges ist, so ist von ihrem Standpunkt aus wohl begreiflich, daß sie fordern, dieser Glaube solle den gesamten Geist von Erziehung und Unterricht bestimmen und durchdringen. Das führt zur Forderung der konfessionellen Gestaltung, wenigstens für die Überzahl der Katholiken[2]), für die ja die Kirche und damit das Konfessionelle eine viel größere Rolle spielt als bei den Protestanten, wenigstens den freier Gesinnten[3]).

Wer die innere Einheit der Nation und ihres Geisteslebens höher wertet als die konfessionellen Belange, der wird jede Vertiefung der konfessionellen Spaltung zu vermeiden suchen; der wird es bedauern, daß z. B. ein gemeinsamer nationaler Besitz wie unsere Klassiker Lessing, Goethe, Schiller durch Abschätzung ihrer Person und ihrer Werke nach konfessionellen Maßstäben für weite Kreise unserer Jugend in seinem Wert sehr herabgesetzt werden wird.

Wer vor allem freie geistige Entwicklung hochhält und fordert, der wird mit Besorgnis und Mitgefühl daran denken, daß gar mancher Lehrer an den konfessionell gestalteten Schulen nur unter schwerem seelischem Druck seine Tätigkeit wird ausüben können,

---

[1]) Wenn der Artikel auch schon im Jahrgang 1927 erschienen ist, so hat er deshalb nichts von Aktualität eingebüßt, da dies von der „Verfassung" geforderte Schulgesetz ja immer noch nicht zustande gekommen ist.

[2]) Daß es auch Ausnahmen gibt, zeigt das oben S. 141 Mitgeteilte.

[3]) Solche treten auch für die Simultanschule ein. Vgl. Wilhelm Bergér, Welche Schulart ist vom evangelischen Standpunkt zu wünschen? Darmstadt, Ed. Roether. 1927.

wenn er in seiner Entwicklung zu Anschauungen gelangt, die mit den kirchlichen Dogmen (zu deren innere Anerkennung ja die katholische Kirche unter schwerer Sünde verpflichtet) nicht mehr übereinstimmen.

Ihre Befürchtung, daß der Lehrer — wenigstens in gewissem Sinne — Kirchendiener werde, scheint mir nicht unbegründet. Ich verweise dafür auf die nach amtlichem Material verfaßte Broschüre von Dr. Friedrich Nüchter, Über Auswirkungen des Konkordats in Bayern. Nürnberg, Lehrerheim, 1927. 80 S. 50 Pf.

Die ganze Frage ist rein philosophisch nicht zu entscheiden, da die Stellungnahme auf letzten Wertungen beruht. Die Philosophie kann lediglich Anleitung geben, die für die einzelnen Richtungen maßgebenden Wertschätzungen klarzustellen und ebenso welche Werte und welche Unwerte bei der Verwirklichung der miteinander streitenden Schulideale entstehen.

Den Katholiken — die ja zur Zeit am entschiedensten für die konfessionelle Gestaltung womöglich des ganzen Bildungswesens sich einsetzen[1]), mag in Erinnerung gebracht werden, daß diese Forderung nicht sachlich notwendig mit dem katholischen Glauben (bzw. dem Dogma) zusammenhängt.

Ein für diesen Glauben so tief begeisterter Theologe wie der Würzburger Professor Hermann Schell (1859—1906) hat z. B. in seiner — auch heut noch lesenswerten — Schrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" (zuerst 1897 erschienen) sogar gegen die isolierte Ausbildung der katholischen Geistlichen sich gewendet mit folgender Begründung: „Wer Isolierung sucht und braucht, ist der Inferioritätverfallen! Das System, wie es gegenwärtig nahezu herrschend ist, bedeutet nichts anderes als das stille Zugeständnis, daß die theologische Bildung eigentlich nur in der sicheren Abgeschlossenheit von seminaristischen Fachschulen oder höchstens von exklusiv katholischen Hochschulen erfolgreich gedeihen kann; man traut ihr die Widerstandskraft nicht zu, den freien Luftzug der großen Mittelpunkte des nationalen und interkonfessionellen Geisteslebens sicher auszuhalten und günstig beeinflussen zu können." Ihr A. M.

Besprechungen

Klatt, Fritz. Freizeitgestaltung. Stuttgart, Silberburg. (2. Bd. der „Schriften für Erwachsenenbildung".)

Ein Drittel der Einwohner Deutschlands wohnt in Großstädten, und Fritz Klatt nennt sein Volkshochschulheim „einen pädagogischen Vorposten der Großstadt auf dem Lande". Allein diese Bezeichnung ist einerseits zu sozialpolitisch und andererseits zu bescheiden. Denn sie läßt kaum erkennen, daß seine Sommerschule für Arbeiter und Studenten einen neuen Typus von Philosophischer Akademie für erwachsene Nichtphilosophen darstellt. Es gehörte ein guter geistiger Instinkt zu der Entdeckung, daß alle Erwachsenen zur philosophischen Erziehung fähig sind. Die mit der Revolution geborene Volksbildungsbewegung gab nur den Anstoß, kalte Wissenschaft zu lebendigem Volksgut zu machen.

Für eine pädagogisch-schöpferische Persönlichkeit, wie Fritz Klatt, wurde sie der Ausgang zu einer neuen Lebenswissenschaft und Erkenntnis-Theorie. Da er mit echtem kosmischen Empfinden begabt ist, beobachtet er auch den Rhythmus zwischen Körper und Geist, Blut und Denken, Nerven und Gemüt. Denn es ist schwer, verschüttetes Gut, den Mut zum eignen Denken, im überlasteten Menschen der Großstadt wieder lebendig zu machen, und die Wissenshungrigen in eine Bahn zu lenken, die sie nicht zu geistigen Hochstaplern macht, sondern ihre unbestimmten geistigen und künstlerischen Sehnsüchte in eine Betätigung lenkt, die zwar dilettantisch ist, aber eine Bildungsreife

---

[1]) So forderte z. B. der Leiter der so einflußreichen katholischen Schulorganisation Deutschlands (Sitz Düsseldorf), der frühere Reichskanzler Marx, auf der Katholiken-Versammlung zu Freiburg i. Br. im Herbst 1929 die konfessionelle Gestaltung des ganzen Schulwesens einschließlich der Universitäten und der ganzen Lehrerbildung.

zeitigt, die organisch gewachsen ist. Klatt versteht es, bei diesen geistigen Ausgrabungsarbeiten mit der Behutsamkeit eines Seelenarztes und der Bescheidenheit eines Menschenkenners vorzugehen.

„Herauskommen" im Sinne von Forschungs- und Erkenntnisresultaten, kann daher bei Klatts Arbeit nichts. Aber das geistige Entdeckerglück und die „Erweckung" der Halbbegnadeten ist ein Gewinn, der viel höher liegt als die positive Denkenergie der Vollbegnadeten.

Von dieser Arbeit nun legt ein Sammelwerk Zeugnis ab: „Freizeitgestaltung". Die Besucher von Klatts philosophischer Akademie, Lehrer, Buchhändler, Sozialbeamte, Arbeiter, Studenten, haben ihre Beobachtungen und inneren Erlebnisse hier festgelegt. Außer diesen Selbstdarstellungen enthält das Werk fünf grundsätzliche Aufsätze des Leiters Klatt selber, Beiträge von Rosenstock, Reichwein und einen geradezu klassischen und vollendeten Aufsatz von Hans Freyer über „Das Wesen der Wissenschaft und den Sinn der Volksbildung".

Elisabeth Busse-Wilson, Hannover.

Vaerting, Mathilde. Die Macht der Massen. Berlin-Friedenau, Pfeiffer. 290 S. Geh. 6,50 Mark.

Mit diesem Buche legt Prof. Vaerting den ersten Band ihres großen Werkes „Soziologie und Psychologie der Macht" vor, dessen zu erwartende Fortsetzungsbände darstellen sollen: „Herrschaftswechsel und Gleichberechtigung. Machtsoziologische Entwicklungsgesetze der Pädagogik[1]). Das Machtprinzip in der Pädagogik." Mit der Veröffentlichung dieses ersten Bandes zu einem der soziologischen und psychologischen Kernprobleme tut Mathilde Vaerting ein weiteres: sie erörtert zum erstenmal im Rahmen der soziologischen Fachliteratur das Problem „Macht" nach allen Ausschöpfungsmöglichkeiten der Methode, die zur Erreichung der Ganzheit vor dem Selbstverständlichen nicht zurückschreckt und unter der Handhabe eines schöpferischen Menschen eine Reihe der Ergebnisse zeitigt, deren in der Geschichte der Wissenschaft nur Wendezeiten sich erfreuen dürfen. Unter den vielen und großen Vorläufern der Verf. hat keiner die geniale Einseitigkeit besessen, die ungemilderte Unerbittlichkeit der Machtfrage herauszustellen; ja, kein Fachsoziologe hat diese überragende soziologische Frage bisher überhaupt in derselben Konzentriertheit der soziologischen Optik gesehen. Vaertings Werk dürfte es daher nicht nötig haben, bei den überraschenden Einzelfeststellungen zu betonen, daß sie an dieser Stelle zum erstenmal gemacht werden.

Schon der bisher erschienene erste Band der großen Untersuchung stellt uns vor eine ungewöhnliche Leistung wissenschaftlicher Produktivität. Ungewöhnlich ist zunächst die Vollständigkeit der soziologischen Stoffverfassung: keine Beschränktheit des Blickfeldes, die ihr Augenmerk nur auf die gerade in unserer Zeit und ihrer nächsten Nachbarschaft sichtbaren Machtverhältnisse lenkt. (Eine solche findet sich — damit wir uns mit der Nennung eines einzigen Fachmannes begnügen — in Roß' „Principles of Sociology", die als Herrschaftsverhältnisse erwähnen: die Herrschaft der Eltern über die Kinder, des Alters über die Jugend, des Gatten über die Gattin, der Männer über die Frauen, der Krieger über die Arbeiter, der Wohlhabenden über die Armen — wobei die entgegengesetzten, nachweislich alle auch schon einmal realisierten Herrschaftsverhältnisse nicht berücksichtigt werden.) Vielmehr werden alle mit Hilfe der Logik deduzierbaren Machtverhältnisse systematisch vorgeführt und an Hand der Geschichte (nicht nur der „Kulturvölker") nachgeprüft. Ungewöhnlich kühn sind die durch die V.sche Systematisierungsarbeit erschlossenen Ergebnisse, revolutionierend nicht nur im Gebiet der theoretischen Sozialwissenschaften und der Geschichte, sondern auch mit so starken Auswirkungen radikaler Umgestaltung in Pädagogik, Politik und den übrigen Feldern zwischenmenschlicher Praxis, daß zu deren Abschätzung nicht einmal die späteren Bände abgewartet zu werden brauchen: derartig gesichert ist bereits jetzt der grundsätzliche Eindruck ihrer außerordentlichen Bedeutung, der zudem unterstützt wird von der Wirkung des früheren Werkes der Verf., ihrer „Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib".

Wenn wir nun den Versuch unternehmen, den bedeutsamen Inhalt des umfang-

[1]) Mittlerweile erschienen.

reichen Werkes in einer Auswahl der Kernpunkte aufzuzeigen, so hat M. V. „das soziologische Urelement, das am stärksten die Entwicklung des Einzelwesens und die Struktur des Gemeinschaftslebens bestimmt", nämlich die Macht, erfassen wollen, indem sie alle jemals nachweisbar aufgetretenen Massenherrschaften — unter Beschränkung auf die „echten", nämlich die Herrschaften einer Masse über eine Masse — erforschte und verglich. Fünf Machtkreise galt es dabei zu unterscheiden, und zwar innerhalb eines Volkes die der Stände (Schichten), der Geschlechter und der Lebensalter, dazu die beiden zwischenstaatlichen der Rassen und der Völker. Wie verschieden aber auch diese Hauptsphären sein mögen, wie außerordentlich schwierig selbst in der Gegenwart die genaue Ermittlung der Machtverteilung auch nur bei einem einzigen Machtverhältnis und in einem einzigen Lande sein mag: V. weist auf, daß unabhängig von den Trägern der Massenherrschaft die Macht sich stets nach den unveränderlich gleichen ehernen Gesetzen auswirkt. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die aus der exakten Analyse der heutigen Vorherrschaften erwächst, ist die, daß sich alle diese Vorherrschaften auf die gleichen Machtfaktoren stützen. Drei Kategorien der Machtfaktoren lassen sich theoretisch auseinanderhalten (in der Praxis sind sie mehr oder minder eng miteinander verknüpft). Die erste Kategorie, die wirtschaftlichen Machtfaktoren, enthalten als Grundfaktor den Besitz; unter den verschiedenen geistigen Machtfaktoren ist der stärkste wahrscheinlich die Herrschaftstradition; zwei weitere sind die Bildung des Geistes und die Erziehung des Willens; die dritte Gruppe umfaßt die staatlichen Machtfaktoren; sie stehen fast immer im Mittelpunkt der Kämpfe zwischen Herrschenden und Beherrschten. Jeder dieser Faktoren wird nun dadurch zu einem Machtfaktor, daß er in einer Masse ein Übergewicht erlangt im Verhältnis zu einer anderen Masse des gleichen Machtkreises. Im Unterschied liegt der Ursprung der Herrschaft; der Unterschied ist das Grundelement der Macht. Dabei ist zu bedenken, daß die Machtfaktoren ihrer Art nach unveränderlich sind, unabhängig von Zeit, Volk, Kultur und soziologischer Struktur; veränderlich ist nur ihr Gewicht. Doch wegen der Größe dieser Variabilität gibt es keinen absoluten Zentralfaktor, etwa den Zentralfaktor Besitz (Karl Marx) oder den Zentralfaktor Willen (Max Weber, der allerdings dabei die Macht eines Einzelnen und keine Massenherrschaft im Auge gehabt hat).

Aus der eingehenden Untersuchung der Wirksamkeit des Machtfaktors Besitz in den einzelnen Vormachtverhältnissen greifen wir die auf die Vorherrschaft der niederen Schichten bezüglichen Ergebnisse — wegen ihres eigenartigen Charakters — heraus. Denn: trotz Vorherrschaft können die niederen Schichten kein Übergewicht an individuellem Besitz gegenüber den höheren Schichten erlangen. Das ist der Grundunterschied dieser Machtgruppe, der sie von allen anderen abhebt. Das höchste, was die niederen Schichten bei Vorherrschaft erreichen können, ist eine gleiche Verteilung des Besitzes. Weil nun aber der Besitz nur dann ein Machtfaktor ist, wenn ein Unterschied zugunsten der Herrschenden vorhanden ist, so kann allein für die niederen Schichten bei ihrer Herrschaft der Besitz nicht die Bedeutung eines indirekten Machtfaktors erlangen. — Während in Verbindung mit dem Machtfaktor Besitz 4 Phasen der Besitzenteignung auftreten, so entwickelt sich der Wille als Machtfaktor in drei Hauptrichtungen: Bei den Herrschenden besteht die Tendenz, den Beherrschten den Willen der herrschenden Machtgemeinschaft möglichst weitgehend aufzuzwingen. Die entsprechende Willensfunktion auf seiten der Beherrschten ist der Gehorsam, die Unterordnung des Willens unter den der Herrschenden. So erscheinen zwei Entwicklungslinien für den Willen, eine positive und eine negative. Die dritte Entwicklungsmöglichkeit liefert die Phase des Gleichgewichts der Macht. In ihr gibt es weder Herrschende noch Beherrschte. Besonders wichtig (namentlich nach ihrer Bedeutung für die Pädagogik) ist im Verlauf der Vaertingschen Erforschung des Willens als Machtfaktor die Feststellung (und deren einleuchtende Begründung), daß jede Massenherrschaft mehr in einer Unterdrückung der Beherrschten als in einer Herrschaft der Herrschenden besteht. Auch aus der dargebotenen allseitigen Untersuchung über die staatliche Macht stellen wir hier nur die von M. Vaerting gefundene Tatsache heraus, daß dieser Faktor als Hauptfaktor bei der Vorherrschaft der niederen Schichten fungiert; denn während deren Übergewicht an Zahl bei den anderen

Machtfaktoren durchweg hemmend auf die Erlangung eines Machtübergewichts wirkt, steigert es die staatliche Macht. Diese ist ferner der einzige Machtfaktor, den die niederen Schichten bis zum Extrem zu stärken vermögen, ohne ihren Gegenpol, die höheren Schichten, zu vernichten und ohne sich selbst dabei automatisch von den niederen Schichten in die höheren zu überführen und damit die Wirkung des Machtfaktors auf die Gegenseite zu verlegen. Bei Behandlung der Herrschaftstradition als Machtfaktor zeigte Verf., daß jede Herrschaft gegen die Spuren einer entgegengesetzten Vorherrschaft kämpft (ein Verfahren, wodurch z. B. die Machtspuren des weiblichen Geschlechts und die Spuren der Jugendherrschaft zum großen Teil ausgemerzt worden sind), die neuansteigende Macht der Beherrschten jedoch die Tendenz auslöst, die verschütteten und verlorenen Spuren ihrer einstigen Vorherrschaft auszugraben und von den Schlacken der Mißdeutung zu befreien, jede Herrschaft an ihre Beständigkeit glaubt (manet in aeternum), jeder Machtfaktor eine besondere Tradition zu seinem Schutze ausbildet.

Ein späterer Abschnitt des V.schen ersten machtsoziologischen Bandes enthüllt die künstlichen Unterschiedskonstruktionen im äußeren und inneren Leben ihrem eigentlichen Wesen nach, d. h. als Machtfaktoren. Ebenso verblüffend wie treffend sind zunächst die Aussagen der Verf. über die äußeren, unmittelbar zwischenmenschlichen Unterschiede, Abstände und Isolierungen von Herrschenden und Beherrschten. Eine grundsätzliche Erschütterung von heute noch mächtigen Festen der Wissenschaft aber bedeutet die Aufweisung einer zweiten Gruppe von Unterschiedskonstruktionen, die den Herrschenden und Beherrschten die entgegengesetzten Eigenschaften beilegen und anzüchten; zeigen sich doch unter machtsoziologischem Gesichtswinkel die durchweg als typische für Rassen, Geschlechter oder soziale Schichten aufgestellten psychischen Unterschiede als Produkte der Machtlage. Sie sind also Milieuwirkungen.

Die nun notwendig werdende Besinnung auf Bestand oder Fortfall ihrer bisherigen wissenschaftlichen Elemente geht an erster Stelle die Psychologie, im weiteren jede irgendwie mit dem Psychologischen liierte, wenn nicht gar darauf basierende Disziplin (nicht zuletzt die Soziologie) an. Dr. Hanna Meuter, Köln.

Landé, Walter. Die Schule in der Reichsverfassung. Berlin SW 61. R. Hobbing, 1929. 228 S. Geb. 6,— Mark.

Der Verfasser, Ministerialrat im Preußischen Ministerium für Volksbildung, gibt einen ausgezeichneten Kommentar zu den Bestimmungen über „Bildung und Schule" in der Rechtsverfassung. Da uns der große Kampf um ein Reichsschulgesetz noch bevorsteht, so wird keiner, der sich an diesem Kampf verantwortungsbewußt beteiligen will, sich der Pflicht entziehen, unser wirklich grundlegendes Werk ernsthaft zu studieren. Als bedeutsame Einzelheit sei nur hervorgehoben, daß Landé im Hinblick auf Artikel 146 die Vorzugsstellung der Simultanschule anerkennt. Daß sie die vom Gesetzgeber gewollte regelmäßige Schule sei, folgert er aus der Entstehungsgeschichte des Artikels und den daraus erkennbaren Urteilen wie aus seinem Wortlaut. A. M.

Viëtor, Karl. Der junge Goethe. Leipzig, Quelle & Meyer (Sammlung: Wissenschaft und Bildung Nr. 262). 1930. 165 S. Geb. 1,80 Mark.

Das Buch ist ein Musterbeispiel hochwertiger Popularisierung. Es setzt die Kenntnis des äußeren Lebensgangs Goethes voraus und zeichnet seine seelische und künstlerische Entfaltung bis zur Übersiedlung nach Weimar. Da auch das Werden von Goethes Welt- und Lebensanschauung im Zusammenhang mit der philosophischen Entwicklung (Spinoza, Leibniz) eingehend erörtert wird, so bietet das Buch auch dem philosophisch Interessierten sehr viel. A. M.

Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie. Leipzig, Hirzel. (Jährlich 6 Hefte, à 5 Bogen, 16,— Mark.)

Der VIII. Jahrgang dieser Zeitschrift beginnt in wahrhaft glänzender Weise mit einer Festschrift, die dem Begründer der Individualpsychologie Alfred Adler zu seinem 60. Geburtstag (7. 2. 1930) gewidmet ist. Diese Festschrift, ein sehr stattlicher Band von 200 S., behandelt in zahlreichen Aufsätzen das Thema: Selbsterziehung des Charakters.

Johannsen, Ernst. Westfront 1918. Hamburg-Bergedorf, 1929. 108 S. Geb. 2,80 Mark.

Mit packender, erschütternder Realistik werden hier Menschenschicksale im Krieg und Kampfesszenen geschildert. — Die Menschen „vergessen" nur allzu rasch. Bücher, wie das vorliegende, können dazu beitragen, im Bewußtsein auch der heranwachsenden Generation ein starkes Gefühl dafür wachzuhalten, was „Krieg" eigentlich bedeutet.

Guardini, Romano. Briefe vom Comer See. Mainz, Grunewald Verlag, 112 S. Geb. 4,— Mark.

Diese Briefe von dem bekannten Führer der katholischen Jugendbewegung lenken das Nachdenken auf eine Reihe bedeutsamer Zeitprobleme.

Weber, Marianne. Die Ideale der Geschlechtergemeinschaft. Berlin, Herbig. 1929. 64 S. Geh. 2,50 Mark, geb. 5,— Mark.

Mit voller Offenheit und Ehrlichkeit, aber zugleich mit echt weiblicher Zartheit und Gemütstiefe werden hier die „heikelsten" Probleme erörtert. Festhalten an dem hohen Ideal der Einehe, aber nüchterner Blick für die Schwierigkeit, dieses Ideal zu verwirklichen und mildes Urteil über Surrogate und Annäherungsversuche. Den Menschentypus, der aus Lindseys Büchern und russischen Schriften entgegentritt, charakterisiert die Verf. also: „Ehrlich, aber in der Gefühlssphäre barbarisch und platt, ein Typus, der die tragische Spannung zwischen Geschlechtlichkeit und Geistigkeit nicht mehr auf sich nehmen will, der deshalb das Pathos wahrer Liebe nicht mehr versteht." — Das überaus gehaltvolle Büchlein sei warm empfohlen. A. M.

Hirschfeld, Magnus, und **Bohne, Ewald.** Sexualerziehung. Berlin W 50, Verlag Universitas. Geh. 4,50, geb. 7,— Mark.

Die Frage der sexuellen Erziehung in ihrem ganzen Umfang und in ihrer Bedeutung für die gesamte Erziehung ist hier von zwei wirklichen Sachkennern behandelt. Leitend ist dabei das Streben nach einer neuen positiven Moral, die sich an den Gesetzen der Eugenik orientiert. Das Streben nach Reform paart sich aber mit einem konservativen Sinn, der bedacht ist, altbewährtes Erbgut pädagogischer und philosophischer Weisheit zu wahren. Jedoch gehen manche Reformvorschläge allzuweit. M.

Mennicke, Carl. Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart. Potsdam, Alfr. Protte. 1929. 87 S. Kart. 2,25 Mark.

Verfasser sucht zu zeigen, daß eine Frauenbewegung, die sich selbst verstehe, sozialistische Bewegung sein müsse mit dem Ziel, daß nicht der Profit, sondern das Ergehen der Menschen maßgebend werde für die Gestaltung der Wirtschaft. Als Konsequenz der größeren wirtschaftlichen und geistigen Selbständigkeit der Frau fordert er Reform der Ehegesetzgebung und neue Formen geschlechtlicher Beziehungen neben der Einehe. Eine sehr ernste und beachtenswerte Schrift!

Steckel, Wilhelm. Briefe an eine Mutter. Zürich und Leipzig, Wendepunkt-Verlag. I. Teil: Kleinkindalter. 1,85 Mark, geb. 2,85 Mark. II. Teil: Vor und nach den ersten Schuljahren. 2,80 Mark, geb. 4,— Mark.

Der mit der modernen Tiefenpsychologie eines Freud und Adler wohl vertraute Verfasser, ein Wiener Arzt, erörtert hier aus reicher Erfahrung heraus in fesselnder Form Erziehungsfragen. Feinste psychologische Einsicht und gereifte pädagogische Weisheit machen diese Bücher zu einer überaus wertvollen Gabe für Mütter und überhaupt alle Erzieher. A. M.

Schröder, Otto. Die Erwerbung der philosophischen Doktorwürde. Halle, Waisenhaus, 1929. 2. Aufl. 207 S. 6,— Mark.

Das Buch bietet die Texte der amtlichen Satzungen für die Erwerbung des Dr. phil. und Dr. rer. nat. an den Universitäten Deutschlands, auch die betr. der Promotion der Volksschullehrer und Ausländer.

Ein so bequemes und zuverlässiges Nachschlagebuch wird sicher vielen willkommen sein. Es kann auch die Grundlage bieten für Reformen auf unserem Gebiet im Sinne einer Angleichung; denn sachliche Gründe für die noch bestehenden wesentlichen Verschiedenheiten der Forderungen lassen sich schwerlich aufnehmen. A. M.

Schmied-Kowarzik, Walter. Umriß einer analytischen Psychologie. Leipzig, Barth. 2. umgearb. u. erweit. Auflage. Teil I: Grundlegung einer nicht-empir. Psychologie. 160 S. Geh. 9,— Mark.

Das Buch gehört zu den Schriften, die den großen Umschwung in der neuesten Psychologie angebahnt haben. Vor allem auf Anregung Diltheys hin hat man erkannt, daß man das Seelen- und Geistesleben nicht aus empirisch festgestellten Elementen (synthetisch) aufbauen könne, sondern daß es nur aus seiner Ganzheit und von seinen ganzheitlichen Gebilden aus — analytisch — verstanden werden könne. Diese Gebilde sind in ihrem So-sein zu untersuchen, was ein nicht-empirisches Verfahren ist (denn von dem Dasein, dem Gegenstand der Erfahrungswissenschaft, wird dabei zunächst abgesehen). — Wir wünschen dem gedankenreichen Buche gebührende Beachtung. A. M.

Francke, Kuno. Deutsche Arbeit in Amerika. Leipzig, Meiner 1930. 91 S. mit 5 Bildern. Kart. 4,— Mark, geb. 5,20 Mark.

Das Buch enthält die Lebenserinnerungen eines Deutsch-Amerikaners, der sich als Professor der deutschen Kulturwissenschaft an der Havard-Universität und Begründer des Germanischen Museums daselbst um die Vermittlung zwischen deutscher und amerikanischer Kultur hohe Verdienste erworben hat. Wir lernen in dem Verfasser einen überaus sympathischen Menschen kennen und erleben seine Seelennöte während des Weltkriegs mit. Eine Reihe bekannter Zeitgenossen, mit denen er in Berührung kam, werden treffend charakterisiert. Wertvolle Einblicke endlich gewährt das Buch in das Seelenleben des Amerikaners. Fr.

Rettet die Kinder. Göttingen, Verlag „Öffentliches Leben", 1928. 32 S. 0,90 Mark.

Es ist ein Heft der Sammlung „Politik und Erziehung", hg. vom sozialistisch-dissidentischen Lehrer-Kampfbund. Im Geiste des leider zu früh gestorbenen Göttinger Philosophen Leonard Nelson wird der Gedanke verfochten: „Nicht die Eltern, nicht der Staat, nicht die Kirche haben Rechte an das Kind. Aber das Kind hat ein Recht, nämlich das Recht in seiner Entwicklung zur Geistesfreiheit nicht gehemmt zu werden." Die Schrift ist ein packender Aufruf besonders an die Lehrer für dieses unveräußerliche Recht der Kinder einzutreten gegen die Ansprüche der Kirche. V.

Bartsch, Rudolf Hans. Der große alte Kater. Eine Schopenhauer-Geschichte. Leipzig, Staackmann. 1929. 342 S. Geh. 5,— Mark, geb. 7,50 Mark.

Bartsch, dem wir u. a. das liebenswürdige, fröhlich-ernste Buch über Schubert („Schwammerl") verdanken, hat es in diesem Buch versucht, das Bild Schopenhauers in dichterischer, freier, oft humorvoller Weise anschaulich zu entwerfen. Freilich gestattet er sich manche Gewaltsamkeiten. „Verlebendigung" eines Philosophen wird gerade den Lesern unserer Zeitschrift willkommen sein; aber die vorliegende scheint uns doch der Größe Schopenhauers nicht gerecht zu werden und fordert auch sonst kritische Bedenken heraus. Fr.

Philosophischer Weltanzeiger. Hg. von P. Feldkeller (Schönwalde, Niederbarnim bei Berlin). Jahrgang 3,— Mark. Die 1. Nummer des dritten Jahrgangs, 1930, bringt u. a. Aufsätze über die Philosophie der Quäker, über Hobbes und Croce.

Eingegangene Schriften

Schnaß, Franz, Einführung in die Philosophie (Sammelwerk). Osterwieck 1928, Zickfeldt. 347 S. Geh. 10,50; geb. 12,— Mark.

Ehrenburg, Ilja, Die Verschwörung der Gleichen. Das Leben des Gracchus Babeuf. Aus dem Russischen. Berlin 1929, Malik-Verlag. 290 S. Kart. 2,80 Mark; geb. 4,80 Mark.

Zickel, Heinz, Revolution der Heilkunst. Tabarz (Thür.), Humboldt-Verlag. 161 S.

Rickert, Heinrich, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 5. verbesserte, um einen Anhang (30 S.) und ein Register vermehrte Auflage, Tübingen 1929, Mohr. XXXI und 776 S.

Celius, Theodor, Der phänomenologische Idealismus Husserls. Riga 1928, Druckerei Walters & Rapat. 187 S. (Sonderdruck aus Acta. Universitatis Latviensis XIX. 1928.)

Langer, Norbert, Das Problem der Romantik bei Nietzsche. Münster i. Westf.1929, Helios-Verlag. 231 S. Geh. 7,50 Mark; geb. 9,50 Mark.

Westermayer-Rosenthal, Anna, Die Philosophie im täglichen Leben. Münchener Kommissionsbuchhandlung 1929. 48 S. 1,— Mark.

Metzke, Erwin K., Rosenkranz und Hegel. Leipzig 1929, Hemis. 87 S. 3,50 M.

Anselmi, S., Monologium. Hg. v. F. S. Schmitt. Bonn 1929, Hanstein. 65 S. Kart. 2,80 Mark.

Hübner. Fr. M. Zugang zur Welt. Magische Deutungen. Leipzig 1929, Klinkhardt. 221 S. Geh. 5,— Mark; geb. 6,— Mark.

Lüdemann, Heinz. Die kommende Kirche auf der Diagonale zwischen Protestantismus und Katholizismus. Wilhelmshaven 1929. Selbstverlag. 56 S.

Sententiae, Florianenses ed., H. Ostlender. Bonn, 1929, Hanstein, 48. S. Kart. 2,50 Mark.

Klöden, Otto, Der Begriff der Naturgemäßheit bei Comenius und Rousseau. Breslau 1929, Trewendt & Gramer. 146 S. Geb. 4,50 Mark.

Rüfner, Vinzenz, Der Kampf ums Dasein in der neuzeitlichen Philosophie. Halle 1929, Niemeyer. 250 S. Geh. 11,— Mark.

Kujacinski, W., Die Natur der Menschen. Nach der indischen Philosophie dargestellt. Posen, Concordia. 55 S. 1,— Mark.

Husserl, Gerhart, Recht und Welt. Halle 1929, Niemeyer. 46 S. Geh. 2,60 Mark.

Il Progresso Religioso. Zeitschrift. 9. Jahrgang. Roma (110), Via Emanuele Gionturco 4).

Die Neue Generation, hg. von Helene Stöcker. 25. Jahrgang. Verlag der Neuen Generation. Berlin-Nikolassee. Jährlich 8,— Mark.

Haubfleisch, Marie, Wege zur Lösung des Leib-Seeleproblems. Berlin 1929, Reuther & Reichard. 133 S.

Glockner, Herm., Hegel. Bd. I: Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie. Stuttgart 1929, Frommann. 444 S. Geh. 16,50; geb. 18,— Mark.

Schnehen, Wilh. von, Ed. von Hartmann. Stuttgart 1929, Frommann. 425 S. Geh. 12,— Mark; geb. 14,— Mark.

Mayreder, Rosa, Die Krise der Ehe. Jena 1929, Diederichs. 66 S. 2,— Mark

Blunck, Hans Friedrich, Land der Vulkane. Roman. Jena 1929, Diederichs. 181 S. Geh. 3,50 Mark; geb. 6,— Mark.

Dwinger, Edwin, Die Armee hinter Stacheldraht. D. sibirische Tagebuch. Jena, Diederichs. 306 S. Geh. 4,50 Mark; geb. 6,80 Mark.

Aufsätze können z. Z. nicht angenommen werden. Beiträge zur „Aussprache" sind willkommen.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Unverlangte Besprechungsstücke werden aufgeführt. Besprechung nach Ermessen der Schriftleitung. Rücksendung findet nicht statt.

Verantwortlich für Aufsätze und Aussprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das Übrige Frau Paula Messer geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Aussprache" (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen. Für unverlangte Manuskripte wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.

Soeben erschienen:

Alexander Hold-Ferneck
o. ö. Professor an der Universität Wien

Lehrbuch des Völkerrechts

I. Teil: Wesen und Grundlagen
VIII, 257 S. 7.80, Ganzleinen 9.50

Philosophie, Soziologie, Geschichte und Geographie, Staatslehre, Politik und Morallehre, Völker- und Rassenkunde, Gesellschafts- und Wirtschaftslehre werden von den Problemen des Völkerrechts berührt. Also

keine juristische Fachangelegenheit!

Felix Meiner Verlag Leipzig C 1

„Zu den Gipfelleistungen
in der medizinischen Literatur
seit Hufeland und Feuchtersleben
gehört
dieses außerordentliche Buch."
Die Lebensreform.

„Ein theoretisches Buch,
und gibt doch
mehr Gewinn für Deine Lebenswirklichkeit
als manches der „Praxis" geweihte!"
Jungbornblätter.

So lauten die Urteile über
KLEIN-JENA: Naturheilverfahren
2. Auflage. 400 Seiten. Gr. 8°. Geheftet RM 12.—. In Ganzleinen geb. RM 14.—.
Felix Meiner Verlag Leipzig C1

Die heiße Kraft schlägt um in den sittlichen Willen!

Max Maurenbrecher, einst der begabteste Schüler Friedrich Naumanns, zeugt in seinem soeben erschienenen Buche*) „Der Heiland der Deutschen" von seinem Glauben an die Auferstehung seines Volkes — wenn es umkehrt. Nicht schnell entworfene Programme, sondern als schmerzhafte und unausweichliche Verpflichtung erkannte Verantwortung vermag allein die Wiedergeburt des Volkstums zu bewirken. Nur tief ergriffene Gemüter, notleidend unter der Schwere ihrer Mitschuld und ihrer Aufgabe des Mitanpackenmüssens, werden fähig sein, das Volkstum zu retten und neu aufzubauen: Arbeit in der Stille, an sich selbst, an seinem kleinsten Lebenskreise, und dann, wenn die Stunde gekommen ist, mut- und kraftvolles Heraustreten auf das Forum innen- und außenpolitischen Lebens.

Das Ziel ist die Ausprägung des deutschen Charakters in allen Erscheinungsformen des öffentlichen, kulturellen und geistigen Lebens, also Schaffung eines einheitlichen Volksganzen. Exponent dieses Volkstums ist der Staat, aus Wesen und Willen des Volkes geschaffen, also innerlich und damit auch äußerlich fest verankert, daher fähig, den „deutschen Gedanken" als Menschheitsaufgabe in die Tat umzusetzen. Ganz im Gegensatz zu dem sich auch in der Kirche ausbreitenden nivellierenden Internationalismus und seinen Begleiterscheinungen (Völkerbund, Pazifismus usw.) kommt M. zu der Überzeugung und begründet diese ausführlich, daß gerade das gottgebundene christliche Gewissen den Krieg bejahen und u. U. sogar fordern müsse. — Streng und hart, gebieterisch-fordernd tritt M.s Buch an jeden Einzelnen heran. Leidenschaftliche Anfeindungen werden wie eine Sturmflut darüber hereinstürzen, aber in bewußt deutschen Kreisen wird es begeisterte Zustimmung finden. Es ist unmöglich, seine Botschaft totzuschweigen. Und mag er auch von vielen verlacht werden — die Botschaft bleibt, und die Geschichte wird ihn und sie rechtfertigen.

*) Max Maurenbrecher: „Der Heiland der Deutschen", der Weg der Volkstum schaffenden Kirche. 1930. 208 Seit. Kartoniert 5,80, Leinwand 7,50. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Der Geist des Ganzen

von Julius Langbehn dem Rembrandtdeutschen
Zum Buch geformt von Benedikt Momme Nissen

Mit 12 Tafeln. 1.–15. Tausend. Gr. 8°. (246 Seiten 12 Tafeln.) Kartoniert 4.20 RM, in Leinwand 5.50 RM

Im „Geist des Ganzen" findet sich die dem Rembrandtdeutschen eigentümliche Auffassung und Sprachkraft in voller Entfaltung, mit all ihrer köstlichen Ursprünglichkeit und Frische, mit ihren drängenden Gedanken, die sich um ihres Reichtums willen vor kühnen Sprüngen nicht scheuen, mit ihren knapp geformten, aphoristischen Sätzen, von denen mancher unter der Feder manch eines modernen Schriftstellers zu einem immer noch „gehaltvollen" Kapitel werden würde. Wer in die Geisteswelt des Rembrandtdeutschen tief und ganz eindringen möchte, der muß den „Geist des Ganzen" lesen. Er wird dadurch nicht nur Langbehn als den aufbauenden, kunstvollen Denker kennenlernen, der zuerst „zum Ganzen hin" strebt, dann „vom Ganzen aus" schaut, sondern wird sich mit jedem neuen Abschnitt zu neuen geistigen Ausblicken wie zur Vertiefung seiner eigenen Gesamterkenntnis geführt sehen.

Herder Verlag / Freiburg im Breisgau

Aus geistigen Strömen Rußlands

„Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte." Herausgeber: Professor Dr. Karl Stählin

NEUE BÄNDE:

BAND 9: **W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie**

Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung. Von Dr. Georg Sacke. 8°. XVI und 140 Seiten. Geheftet RM 4.80

Alle Probleme hat der 1900 gestorbene große russische Denker Solowjew viel tiefer und weiter gefaßt als alle seine russischen Vorgänger. Ihn beschäftigt nicht die Geschichte eines Volkes, noch diejenige der ganzen Menschheit, sondern das Schicksal des Universums. Seine Denkweise ist nicht nur mit der Theologie, sondern auch mit der Naturphilosophie aufs engste verbunden. Begriffe wie Weltuntergang, Panmongolismis u. a. kennzeichnen die Katastrophenstimmung im vorrevolutionären Rußland, wie sie hier in einem großen Geist einen eigentümlichen Ausdruck gefunden hat.

BAND 10: **Das Leben des Protopopen Awwakum**

von ihm selbst niedergeschrieben

Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Dr. Rudolf Jagoditsch. 8°. VIII und 228 Seiten und 4 Abbildungen. Geheftet RM 9.—

Der Protopope Awwakum, der Führer der im 17. Jahrhundert ganz Rußland erschütternden Bewegung der „Altgläubigen", ist eine der gewaltigsten Erscheinungen der altrussischen Geschichte. Seine Autobiographie gehört zweifellos zu den Meisterwerken der Weltliteratur und zeigt den „moskowitschen Savonarola" mit Shakespearescher Kraft. Von der siegreichen Kirche verfolgt, vermochten weder die Schrecken Sibiriens, noch die härtesten Strafen der Klöster, noch der Bannfluch diesen unbeugsamen altrussischen Bekenner zu brechen. Nach fünfzehnjähriger Kerkerhaft am Eismeer starb er für seine religiösen und kulturellen Überzeugungen auf dem Scheiterhaufen ...

Ausführlicher Katalog osteuropäischer Literatur unberechnet

Ost-Europa-Verlag, Berlin W 35 und Königsberg i. Pr.